BASTEI

STERNEN FAUST

Verschwörung in der Hohlwelt

Band 20 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Verschwörung in der Hohlwelt

von Luc Bahl

Hinter den hohen Fabrikmauern herrschte reger Betrieb. Die Schornsteine qualmten, und aus den Werkshallen ertönte das mechanische Hämmern und Zischen der Walzanlagen. Direkt zwischen der Mauer und dem schmutzig-grauen Wasser des Kanals ging eine für diese Gegend auffallend gut gekleidete, ordengeschmückte Gestalt. Sorgfältig tänzelte sie zwischen den brackigen Pfützen hin und her, um sich ja nicht die Stiefel schmutzig zu machen. Das graugestreifte, pelzige Gesicht hinter einer schwarzen Halbmaske verborgen, hielt das aufrecht gehende, katzenartige Wesen die Augen auf den Boden gerichtet, um nicht aus Versehen doch noch in eins der Schlammlöcher zu treten. Die Maske war an einem federgeschmückten Barett befestigt.

Doch beides flog ihr in diesem Augenblick, wie von einer plötzlichen Sturmböe erfasst, vom Kopf. Allerdings war es völlig windstill.

Erschrocken fuhr die Gestalt herum und starrte direkt auf die Spitze eines Degens, die kaum eine Handbreit von ihren Augen entfernt leicht in der Luft vibrierte, bereit, sofort zuzustoßen …

Ein gewaltiger Schatten schob sich über den Kanal und tauchte die Umgebung vollends in ein tristes Dämmerlicht. Dann war das tiefe Brummen der Motoren zu hören, die das imperiale Marineluftschiff in so tiefer Fahrt über die Schornsteine hinwegtrieben, dass sich ein kühner Außenmaat bequem auf das Dach der Anlage hätte abseilen können. Das plötzliche Auftauchen des Luftschiffes in dieser geringen Höhe ließ die Szenerie unten auf dem schmalen Pfad für einen Moment erstarren.

»Keine Chance, Admiral … Schirrban«, sagte der Unbekannte und fuchtelte mit der Degenspitze vor dem Gesicht der prächtig gekleideten Gestalt herum.

Er betonte den Namen des Admirals mit einer Verächtlichkeit, als würde er zur gleichen Zeit, als er ihn aussprach auch auf den Boden spucken. Wie ein Kinderspielzeug trieb derweil das federgeschmückte Barett mit der Maske auf der Wasseroberfläche des Kanals davon.

Während sich der Bauch des Luftschiffs in geringer Höhe über ihnen weiter vorwärts schob, hin zum nahe gelegenen Landeplatz der kaiserlichen Werft mit ihren riesigen Hallen, drehte sich die als Admiral Schirrban angesprochene Gestalt langsam von ihrem Angreifer fort, sodass sie die Fabrikmauer in ihrem Rücken wusste. Zwei weitere Unbekannte waren auf der anderen Seite aus dem finsteren Schatten der Mauer hervorgetreten und versperrten ihr den Weg. Auch die Neuankömmlinge hielten blankgezogene Degen in den Händen.

Drei gegen einen, dachte der Admiral. *Und das in meinem Alter …*

»Denken Sie noch nicht einmal daran, Schirrban«, sagte nun wieder der Wortführer, der ihm mit einem hinterrücks geführten Degenschlag Hut und Maske vom Kopf gefegt hatte. Die Spitze seiner Waffe zielte jetzt nicht mehr auf das Gesicht seines Opfers. Sie wies jetzt etwas tiefer auf den Bauch des Admirals, der von einem breiten, reich verzierten Gürtel umschlungen wurde und an dem ein durchaus kampftauglicher Paradesäbel hing. Das grau-gestreifte Gesicht des altgedienten Kress zuckte, aber er ließ sich nicht von der Provokation hinreißen, etwas zu der Unhöflichkeit in der letzten Äußerung des Unbekannten zu sagen.

Es war eine Sache, mit der Waffe in der Hand überfallen und bedroht zu werden, aber eine andere, dass schon im zweiten Satz der Titel nicht mehr genannt wurde. Der Unbekannte hatte die Unverschämtheit besessen, ihn nur mit dem bloßen Namen anzureden, so wie es der Pöbel untereinander zu tun pflegte.

Die drei Angreifer trugen lange schwarze Lederumhänge, die die Waffen, die sie mit sich führten, vor neugierigen Blicken verbargen.

Sie werden es nicht wagen, dachte der Admiral und meinte damit den Einsatz der Pistolen, die er unter den Umhängen vermutete. *Jedenfalls nicht, solange das Schiff mit langsamer Fahrt über uns kreuzt … Ein Querschläger, und …*

In diesem Moment sprang er mit einem gewaltigen Satz in das schmutzige Wasser des Kanals.

Er hasste Wasser. Er hatte es schon immer gehasst und dieser verzweifelte Fluchtversuch durch die trübe, brackige Brühe konnte nur seine Meinung bestärken. Das laute Aufklatschen beim Aufprall und das anschließende Eintauchen unter die Oberfläche dämpfte die wütenden Flüche der Angreifer in seinen Ohren. Heftig bewegte er Arme und Beine, um Tiefe zu gewinnen …

*

»Legen Sie mir das Gespräch in meinen Raum, David«, sagte Captain Dana Frost zum Ortungsoffizier des Leichten Kreuzers STERNENFAUST und erhob sich abrupt aus ihrem Sessel. »Sie haben die Brücke, Michael« Der zweite Teil ihrer Anweisung richtete sich an Lieutenant Commander Tong, dem sie im Vorbeigehen kurz mit der Hand auf die Schulter tippte.

»Aye, Ma'am«, erwiderte Lieutenant David Stein und drückte den entsprechenden Knopf auf der Tastatur des Bergstrom-Empfängers. Zusammen mit Michael Tong blickte er seiner Vorgesetzten nach, die alles stehen und liegen ließ und mit raumgreifenden Schritten aus der Kommandozentrale verschwand.

»Geduld«, sagte Tong trocken, »Sie kennen den Kode …«

»Klar«, knurrte David, »GK 1 – erste Priorität.«

»GK?«

Die mit leiser Stimme vorgebrachte Frage stammte von Bruder William, dessen Anwesenheit auf der Brücke die beiden Offiziere während der vergangenen Stunden völlig vergessen hatten. Kein Wunder, verschwand doch die schmächtige Gestalt des Christophorers fast vollständig hinter einer mannshoch aufgeschichteten Monitorwand. Jeder der Bildschirme zeigte den Vertreter einer anderen galaktischen Spezies, die – jeder für sich und stumm geschaltet – ihre unterschiedlichen Sprechwerkzeuge bewegten, während in großen Buchstaben in Lautschrift das Gesagte eingeblendet wurde. William hatte sich einen der beiden Miniaturhörer aus dem Ohr gezogen und halb erhoben.

»GK?«, wiederholte er, während aus dem winzigen Lautsprecher des Ohrhörers ein regelrecht babylonisch anmutendes Durcheinander von verschiedenen Sprachen knatterte.

»Äh … das muss doch unheimlich laut sein«, sagte David Stein, ohne auf die Frage einzugehen und zeigte auf den kaum knopfgroßen Ohrhörer.

»Auf dem Großmarkt von Septima Meyrinck ist es noch lauter und vor allem reden da noch wesentlich mehr Leute durcheinander«, erklärte William.

»Geheime Kommandosache«, antwortete Michael Tong nun.

»Ah ja …« Bruder William nickte. »Danke für die Information.« Er verschwand wieder hinter der Monitorwand. Augenblicklich

verstummte das knatternde Sprachengewirr. Offensichtlich steckte der Miniaturhörer wieder in seinem Ohr.

Kopfschüttelnd blickte der Ortungsoffizier Michael Tong an und zuckte mit den Schultern.

»Er wollte wissen, was GK heißt«, sagte Tong.

»Klar. Habe ich schon verstanden«, erwiderte David Stein und wandte sich wieder seinen Geräten zu. »Aber ich habe *nicht* verstanden, wie er unsere Bemerkung überhaupt hat hören können …«

»Ich vermute, *Sie* hören nicht richtig zu«, erwiderte Tong mit einem Lächeln. »Er hat doch gesagt, dass es auf dem Großmarkt von Septima Meyrinck noch lauter ist …«

»Genau!«, donnerte Williams Stimme durch die Kommandozentrale. Der typische Effekt, wenn man etwas sagt, während man Kopfhörer auf hat.

Michael Tong kicherte leise in sich hinein …

*

»Ich bin bereit«, sagte Dana, noch bevor sie sich in ihrer engen »Captains-Suite« einen Stuhl herangezogen hatte.

Vor ihr flammte gerade der Bildschirm auf und zeigte das Gesicht von Kim Kay Jackson, der wie gewohnt so nah an die Kamera herangerückt war, dass man jede Pore sah und noch mehr als das. Die von einem Strahlen-Angriff in der wechselvollen Vergangenheit des Commodores entstellten Gesichtszüge wirkten entsprechend vergrößert wie eine Landschaft auf dem Mars.

»Krypto-Filter aktiv?«, fragte Danas Vorgesetzter auf der irdischen Heimatbasis des Star Corps.

Sie nickte. Obwohl Lichtjahre zwischen ihnen lagen, ermöglichte der Bergstrom-Funk eine verzögerungsfreie Kommunikation, so als säße Jackson nur ein paar Meter von Dana Frost entfernt.

»Gut, dann können wir ja Klartext reden«, fuhr der Commodore fort und versuchte zu lächeln. Jedenfalls interpretierte Dana die Verwerfungen im Gesicht Jacksons als Grinsen. Sie selbst verzog keine Miene, schließlich kannte sie seine Art schon eine geraume Zeit, besonders das, was er für Humor hielt.

»Ich gratuliere Ihnen Captain, die STERNENFAUST muss nicht mehr den Wachhund für ein paar Techniker spielen.«

»Danke, Sir«, antwortete Dana, weil der Commodore es wahrscheinlich erwartete. Sie hatte ihm vor kurzem auf die Füße getreten, indem sie angedeutet hatte, dass sie seine Freundin für eine J'ebeem-Agentin hielt. Seither war ihr Verhältnis etwas gespannt.

»Gern geschehen.« Er machte eine kurze Pause und schien vor sich etwas auf eine Tastatur zu tippen. Jedenfalls interpretierte Dana den abwärts gerichteten, angestrengten Blick des Commodore und die leisen Geräusche, die aus dem Lautsprecher drangen, so. »Kennen Sie

diese Koordinaten?« Jackson sah sie wieder direkt an. Auf dem Bildschirm erschien eine dreizeilige Kombination aus Buchstaben, römischen und arabischen Ziffern.

»Wie könnte ich diese Positionsangabe jemals vergessen, Sir«, erwiderte Dana. Jetzt zeigten auch ihre Lippen den Anflug eines Lächelns.

»Zugegeben – andere Schiffe des Star Corps sind etwas näher dran«, sagte Jackson. »Aber aus begreiflichen Gründen ziehe ich es vor, die STERNENFAUST hinzuschicken. Genauer gesagt, Sie und diesen Christophorer bei Ihnen an Bord …«

»SCHMETZER 23 …«, murmelte Dana nachdenklich den Planetennamen, der zu den angegebenen Koordinaten gehörte. »Ich dachte, die Hohlwelt wäre topsecret und Sperrgebiet …«

»Natürlich«, donnerte die Stimme des Commodore aus dem Lautsprecher.

Dana drehte sich unwillkürlich um. Jeder, der gerade draußen auf dem Gang vorbeiging, hätte den ach so geheimen Ausbruch hören können. Unauffällig stellte Dana die Lautstärke leiser.

»Aber wie wollen Sie einen Wanderer dieser Größe verstecken?«, grollte es jetzt nur unwesentlich leiser.

Sie hatte es geahnt. Das anfängliche Grinsen Kim Ray Jacksons entsprach auch nicht im Geringsten seiner tatsächlichen Stimmung.

»Ich muss etwas ausholen, Commander. Dank unserer diskreten Bemühungen, die Spaltung im Imperium der Kridan voranzutreiben – speziell dank des Einsatzes der STERNENFAUST, den Prediger aus seinem Exil wieder dorthin zurückzubringen, wo sein mäßigender Einfluss am wirkungsvollsten ist, nämlich ins Herz der kridanischen Opposition –, erleben die Solaren Welten im Moment den zaghaften Beginn einer Wende im Krieg mit den Geierköpfen …«

Auf Kosten eines sich anbahnenden Bürgerkriegs bei den Kridan, ergänzte Dana in Gedanken die geschraubten Ausführungen ihres Vorgesetzten. *Es muss etwas Schwerwiegendes vorgefallen sein, sonst würde er sich nicht so gehen lassen …*

»Nach vielen verlorenen Schlachten gelingt dem Star Corps der Solaren Welten seit kurzem, womit niemand mehr ernsthaft rechnen konnte: Die Kridan ziehen sich Schritt für Schritt aus vielen ihrer erst vor kurzem eroberten Regionen zurück, weil die Herrschenden ihre Truppen auf einmal viel dringender zu Hause brauchen.«

Schön gesagt, dachte Dana spöttisch und versuchte krampfhaft, sich ihre respektlosen Gedanken nicht ansehen zu lassen.

»Äh, entschuldigen Sie die Unterbrechung, Sir. Eine Frage bitte«, sagte sie stattdessen.

»Nur zu …«

»Was hat diese für uns so erfreuliche Entwicklung mit der Hohlwelt zu tun?« Unwillkürlich – so musste Dana konstatieren – verfiel sie beim Gespräch mit Jackson in die gleiche Sprechweise wie er.

»Das will ich Ihnen ja gerade erklären …« Jacksons Stimme bekam

einen altväterlichen Tonfall. »Die Star Corps Elitestaffel JAGDHUND hat eine Einheit der Kridan aufgerieben. Ein Teil der Schiffe wurde vernichtet, einem Teil gelang die Flucht – einige der kridanischen Kreuzer wurden offenbar schwer beschädigt. Jedenfalls wurde bei der Verfolgung festgestellt, dass eines dieser Schiffe plötzlich unvermittelt und spurlos von den Orterschirmen verschwand und zwar ohne Energieabgabe, also keine Explosion oder Ähnliches …«

»… und nicht wieder auftauchte«, ergänzte Dana Frost.

»Und nicht wieder auftauchte. Und zwar genau an der Position, an der sich SCHMETZER 23 zu dieser Zeit befinden musste. Der Wanderer-Planet bewegt sich ja nicht gerade mit rasanter Geschwindigkeit durchs All.«

»Abgehen von seiner Eigenrotation …«

Der Commodore nickte grimmig. »Wir müssen davon ausgehen, dass das Schiff der Kridan auf SCHMETZER 23 notgelandet ist.«

»Kein Problem, solange sie sich *auf* dem Planeten aufhalten, Sir.« Dana biss sich auf die Lippen. Zu spät. Ihre Bemerkung war schon durch den Bergstrom-Raum geschlüpft und löste in den Ohren ihres Gesprächspartners sichtbar kein Wohlwollen aus.

»Es ist nicht im Interesse des Star Corps – und es kann erst recht nicht im Interesse der Politik der Solaren Welten sein –, wenn die Kridan oder wer auch immer durch so einen dämlichen, gottverdammten Zufall überhaupt von der Existenz dieses Relikts erfahren.« Wieder donnerte Jacksons Stimme aus dem Lautsprecher. »Die Hohlwelt ist das eindeutig größte Relikt, auf das wir bisher gestoßen sind. Um es kurz zu machen: Die Kridan dürfen nichts von der Existenz dieses Planeten erfahren! Haben wir uns verstanden?«

»Ja, Sir … Aber …«

»Schon wieder setzen Sie an, mir zu widersprechen«, fauchte Jackson gereizt.

»Nein, Sir. Ich will nur etwas wissen …«

»Raus mit der Sprache!«

»Was sagt die Besatzung der Forschungsstation, die auf SCHMETZER 23 eingerichtet wurde?«

»Äh … Sie schaffen es wirklich immer wieder, mich in Verlegenheit zu bringen, Commander Frost«, erwiderte der Commodore.

»Sir …?«

»Nun, die Forschungsstation … Wenn nicht die Allgemeine Mobilmachung dazwischen gekommen wäre, dann wäre sie inzwischen sicher besetzt, beziehungsweise im Aufbau, so aber …«

Dana blickte Jackson schweigend an.

»Konkret kreist im Orbit von SCHMETZER 23 nur ein robotgesteuertes Vorauskommando.«

»Das heißt, mit dem eigentlichen Bau der Station auf dem Planeten selbst ist noch gar nicht begonnen worden?«, fragte Dana ungläubig.

Jackson nickte.

Da sieht man wieder einmal, was alles vernachlässigt wird, wenn ein Krieg

aufflammt. Und da sagte man doch noch bis vor kurzem so gerne, der Krieg ist der Vater aller Dinge. Dass ich nicht lache, dachte Dana und ahnte nicht, dass man ihre Argumentation in der von ihr beschworenen Vergangenheit auch gerne als pazifistisch und damit unsoldatisch angesehen hätte.

»Sie und Bruder William sind definitiv die einzigen Personen, die ich notfalls in die Hohlwelt hineinschicken kann, falls – wenn der ungute Zufall es will – die Kridan bereits den Zugang zu ihr gefunden haben sollten.«

»Äh, Sir …«

»Ja«, bellte Jackson, der annahm, dass mit seiner letzten Bemerkung das Gespräch beendet sei, und gerade abschalten wollte.

»Sie wissen, wie groß diese Welt ist – auch im Inneren?«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Dass es unmöglich ist, zu zweit in die Hohlwelt zu gehen mit auch nur dem Hauch einer Chance, einige versprengte Kridan zu finden. Auch wenn sich die Vogelköpfigen von den Felidenartigen Wesen, die im Inneren der Hohlwelt leben, optisch sehr unterscheiden. Wenn es einer Hand voll Kridan gelungen sein sollte, ins Innere der Hohlwelt einzudringen, dann finden wir sie auch mit einem Suchtrupp von zweihundert oder zweitausend Leuten nicht. Es sei denn, sie wollen gefunden werden. Es gibt dort riesige, nahezu unbewohnte Berg- und Wüstenregionen von gewaltigen Dschungelgebieten ganz zu schweigen.«

»War's das, Commander?«

Man sah Jacksons Gesicht an, dass er sich diese Gedanken längst selbst gemacht hatte. Er rückte vom Bildschirm weg, sodass er nun in der Halbtotalen zu sehen war.

Dana nickte. »Wir werden unser Bestes tun, die Situation so gut wie möglich aufzuklären, Sir …«

»Okay, nichts anderes wollte ich von Ihnen hören. Machen Sie sich sofort auf den Weg!«

»Aye, Sir.« Danas letzte Bestätigung empfing der Commodore nicht mehr, denn er hatte die Verbindung bereits unterbrochen.

Will er, dass ich versage?, überlegte Dana – und verwarf den Gedanken gleich wieder. Nur weil der Commodore in letzter Zeit nicht gut auf sie zu sprechen war, würde er niemals die Solaren Welten gefährden …

*

»Ihre kaiserliche Hoheit, Lichtträger im Namen Karais, imperialer Herrscher im einzigen Reich, das man durchwandern kann ohne umzukehren, direkter Nachfahre von Kray dem Großen, ruhmreicher Eroberer und Sieger über zahllose Barbaren, einziger und einzigartiger Fürst des Mittellands, alleiniger Befehlshaber aller Flotten und Provinzen, ihre allergnädigste Majestät – Kaiser Rrouh IV.«

Ein allgemeines Rascheln glitt durch den Thronsaal. Zahllose Hüte wurden von den Köpfen gerissen, die Damen schwenkten die weit ausladenden Röcke zur Seite, um Platz für den Hofknicks zu bekommen. Das letzte Murmeln und Raunen der Versammelten war längst verstummt, als der Zeremonienmeister vorgetreten war, um den Kaiser anzukündigen. Wie in einer Wellenbewegung senkten sich die Häupter auf die vorgeschriebene Höhe.

Das laute Pochen des reich verzierten Stabes auf dem Parkett dröhnte durch den Saal. Lautlos öffneten sich die beiden Flügel des Tores. Links und rechts führten ein paar Stufen in den Saal hinab, während in der Mitte auf der Höhe des Tores ein breiter, gemauerter Weg quer durch den Thronsaal bis an dessen anderes Ende führte, wo sich der reich verzierte Thron erhob. Auf diese Weise war der Kaiser nicht gezwungen, Stufen hinabsteigen zu müssen. Er konnte quasi über der Versammlung hinwegschreiten, der er den Anblick seiner handgefertigten Schnallenschuhe gönnte. Mehr entzog sich dem Blickfeld der gebeugten Köpfe des Hofstaats, während ihre Majestät den Thronsaal betrat.

Auch der Zeremonienmeister verbeugte sich tief, wobei er weisungsgemäß seinen Blick über die Versammelten gleiten ließ. Rrouh passierte ihn mit einem leichten Nicken und strebte dann mit raschen Schritten dem Thron zu. Der Zeremonienmeister richtete sich wieder auf und hatte Mühe, dem Kaiser zu folgen. Nur ihm und einigen engen Vertrauten des Hofstaats war es gestattet, ebenfalls über den blauen Samtteppich des Hohen Wegs zu gehen.

Der Leibadjutant des Kaisers, ein zum Fürsten ernannter gefürchteter Emporkömmling namens Wrechl, hing Rrouh regelrecht an der Ferse und notierte sich im Geiste die Minister und Höflinge, denen der Kaiser eine Audienz oder Unterredung gewährte. Rrouh wies mit knappen Gesten auf die Auserwählten, die im Moment, als seine Majestät an ihnen vorbeischritt, noch gar nichts von ihrem Privileg ahnen konnten. Wrechl würde wenig später einige Gardisten ausschicken, um diskret alle diejenigen davon unterrichten zu lassen, die der Kaiser sehen wollte.

Es gab eine Reihe von Abstufungen, was den Rang und die Bedeutung von Audienzen und Unterredungen anbelangte. Das richtete sich längst nicht nur nach der Zeit, die der Kaiser dafür gewährte, sondern auch nach den Räumlichkeiten, in die ein Minister, Sekretär, Offizier oder Höfling gebeten wurde. Je größer der Raum, desto mehr Personen nahmen an dem Gespräch teil, desto größer war auch die Gefahr, dass das eigene Anliegen unberücksichtigt blieb, weil es als nebensächlich erachtet wurde. Umgekehrt erhöhten sich die Chancen je kleiner und intimer der Rahmen war, in dem die Unterredung stattfand.

Aber auch das bot keine Gewähr auf Erfolg, wie Wrugal, der ehemalige Telegraphenmeister der Randständigen am jenseitigen Ufer der Wargasso-See aus eigener Erfahrung wusste.

Bei der Antrittsaudienz zu seiner diplomatischen Mission vor einigen Faust-Phasen{*} war er in den Blauen Salon geladen worden, was bei den umstehenden Höflingen im Thronsaal mit anerkennendem Raunen quittiert worden war, in das sich kaum verhohlen auch blanker Neid mischte. Doch die erste Begegnung mit dem mächtigsten Herrscher seiner Welt verlief für den bescheidenen Wrugal enttäuschend.

Nach wenigen nichts sagenden Worten hatte sich der Kaiser verabschiedet und hatte den Telegraphenmeister seinem jüngeren Bruder überlassen. Prinz Kuchta, der trotz seines jugendlichen Alters bereits wechselnde Ministerposten des Mittelland-Imperiums bekleidet hatte, gehörte zweifellos nach dem Kaiser zu den wichtigsten und mächtigsten Männern des Reiches. Doch – wie Wrugal bereits zu Ohren gekommen war – wurde er von vielen altgedienten Ministern und Höflingen wegen seiner Sprunghaftigkeit nicht richtig ernst genommen.

Auf Wrugal machte der junge Prinz allerdings einen ganz anderen Eindruck, nämlich den eines Mannes, der genau weiß, was er will. Der ehemalige Telegraphenmeister spürte aber auch, dass die geburtbedingte hohe Stellung des Prinzen und sein daraus resultierendes Selbstbewusstsein verbunden mit seiner geringen Erfahrung eine gefährliche Mischung darstellten.

Für Prinz Kuchta bestand nur wenig Aussicht darauf, jemals selbst die Kaiserwürde zu erringen, denn Rrouh IV. hatte bereits dank seiner Frauen und Geliebten für reichlich legitimen und illegitimen Nachwuchs gesorgt. Garant dafür, dass nach dem Tod des Kaisers nicht nur die Nachfolge geregelt war, sondern auch eine kleine Armee an Höflingen bereitstand, um sich wegen jedes verfügbaren oder noch neu zu schaffenden Posten am Hof ausgiebig ins Fell zu geraten.

Der Prinz hatte Wrugal seinerzeit lange und ausführlich befragt und dabei sorgfältig vermieden, dass der ehemalige Telegraphenmeister auch nur den Hauch einer Chance bekam, ein eigenes Anliegen anzubringen.

Unter den anderen Höflingen hatte die lange Unterredung kaum versteckten Neid und Missgunst ausgelöst. Übertriebene Höflichkeit, das freundliche Lächeln von Leuten, die ihn vorher keines Blickes gewürdigt hatten, und unerwartete Einladungen kaschierten nur mühsam die Neugier, die in den scheinbar weniger privilegierten Höflingen brannte. Jeder von ihnen versuchte, die anderen in seinen Bemühungen zu übertreffen, die nur dem Ziel dienten, unbedingt in Erfahrung zu bringen, worüber sich der Abgesandte eines unbedeutenden Barbarenstammes mit Kaiser und Prinz so ausgiebig unterhalten hatte.

Trotz seiner einfachen Herkunft hatte Wrugal das falsche Lächeln rasch durchschaut und die meisten der informellen Einladungen ebenso höflich wie bestimmt abgelehnt. Da es bei dieser einzigen Unterredung geblieben war, erlahmte das Interesse an ihm schon bald. Wrugal begann, sich zu fragen, ob er nicht einen Fehler begangen hatte,

als er deutlich machte, dass er nicht gewillt war, beim höfischen Intrigenreigen mitzutanzen.

Viel mehr aber nagte ein anderes Gefühl in ihm, dass ihn noch stärker belastete. Er hatte Heimweh. Es gefiel ihm weder in der unübersichtlichen, riesigen und lauten Hauptstadt des Mittelland-Imperiums und erst recht nicht am kaiserlichen Hof, an dem er zumindest mit offiziellem Diplomatenstatus akkreditiert war. Er sehnte sich nach den grünen Hügeln seiner rand- und seinetwegen auch rückständigen Heimat. Er verzehrte sich regelrecht nach seiner alten Arbeit als Telegraphenmeister und wünschte sich nichts sehnlicher, als wieder die Windish-Enge zu passieren und in seine Heimat zurückzukehren.

Die einzige Person, mit der ihn im kaiserlichen Palast so etwas wie ein vertrautes Verhältnis verband, war im Grunde ein ebenso einfacher Beamter wie er, der wie eh und je seinen Dienst versah und den Wrugal schon lange kannte. Länger als alle anderen Höflinge, länger als jede andere Person, mit der er es in Kraydorr, der Hauptstadt des Mittelland-Imperiums bisher zu tun bekommen hatte.

Kuchta war in Wrugals Alter und bewohnte mit seiner Frau und einer spät geborenen noch halbwüchsigen Tochter ein kleines, schiefes Haus am Rande des Schlossparks. Die beiden Söhne waren bereits erwachsen und dienten in der kaiserlichen Luftschiffflotte als Offiziersanwärter. Kuchtas Haus lag so abseits – verdeckt von hohen Lemgo-Bäumen –, dass noch kein kaiserlicher Architekt auf die Idee gekommen war vorzuschlagen, es abzureißen; etwa weil es eine imaginäre Sichtachse stören würde.

Kuchta bekleidete gemeinsam mit elf anderen Kollegen einen Posten als kaiserlicher Telegraphenmeister und musste deshalb in der Nähe seiner Arbeitsstätte wohnen. In ihren Funktionen als Telegraphenmeister hatten sich beide vor vielen Zyklen kennen gelernt. Nur verbunden durch einen dünnen Draht, der das Gebiet der Randständigen mit dem Zentrum des Mittellands verband, war über die Zeit und ohne dass sie sich je zu Gesicht bekommen hätten, so etwas wie eine gewisse Vertrautheit entstanden. Keiner von beiden hätte das Freundschaft genannt, aber uneingestanden war es nichts anderes.

Der kaiserliche Telegraphenmeister war mit Rrouhs Familie weder verwandt noch verschwägert. Es war ein Zufall, dass er und der jüngere Bruder des Kaisers den gleichen Namen trugen.

Wrugal musste, nachdem ihn die Ältesten seiner Sippe zum Diplomaten ernannt und nach Kraydorr entsandt hatten, bei den zeremoniellen Begegnungen zwischen Kaiser und Hofstaat teilnehmen. Nur schwere Krankheit oder die genehmigte Abwesenheit auf Grund einer Mission in anderen Teilen des Imperiums hätten als Entschuldigung gegolten, dem Ritual fernzubleiben.

Zum Glück kürzt Rrouh das Verfahren immer mehr ab, dachte Wrugal mit einem leisen Seufzer, als er beobachtete, dass der Kaiser mit seinem

Hintern kaum die Sitzfläche des Thrones berührte, um sofort wieder hochzuschnellen und nach einer fahrigen Geste den Thronsaal durch das rückwärtige Tor wieder zu verlassen.

Auch Wrugal, der ganz am Rand gestanden hatte, wie es seiner Stellung zukam, wollte sich gerade abwenden, um nach einigen Höflichkeitsfloskeln, gerichtet an einige neben ihm stehende Diplomaten, wieder zu gehen. Eine leichte Berührung auf der Schulter veranlasste ihn, sich umzudrehen. Überrascht blickte er in das Gesicht eines alten Gardisten, der völlig außer Atem war.

»Seine kaiserliche Majestät wünscht ihn zu sehen. In fünf Takten im Roten Salon. Bitte beeile er sich«, keuchte der Alte.

Wieder so eine kleine Gemeinheit von Leibadjutant Wrechl, ausgerechnet den ältesten Mann der Garde den längsten Weg durch den Saal zu hetzen …. dachte Wrugal, als er ihm hinterherlief. Die erstaunten Blicke in seinem Rücken ignorierte er, so gut er konnte.



Sie entdeckten das Wrack des Kridan-Kreuzers bereits im Anflug.

»Sehr gut, David …«, lobte Dana Frost ihren Ortungsoffizier.

»Wir sind noch zu weit entfernt, Ma'am, um etwas Genaueres sagen zu können«, erwiderte Lieutenant Stein. »Ich kann leider noch keine Aussage über das Ausmaß der Zerstörung machen.«

»Verstehe«, sagte Dana, deren Schicht eigentlich schon längst zu Ende war.

»Gehen Sie endlich schlafen, Captain«, sagte Michael Tong leise aber bestimmt. »Es dauert ohnehin noch einige Stunden bis wir nah genug dran sind, dass es wieder interessant wird.«

Ohne darauf einzugehen, blickte Dana ihren Stellvertreter nur kurz an.

Er hat ja Recht, dachte sie.

»Wir schaffen die Annäherung jetzt auch ohne Sie, Ma'am«, beharrte Tong.

Man muss mir meine Müdigkeit wirklich ansehen, dachte Dana und ein Gefühl von Bitterkeit kroch in ihr hoch. *Werde ich etwa alt?* Sie wusste natürlich, dass diese Überlegung der pure Blödsinn war, aber dass sich diese Gedanken überhaupt in ihrem Schädel zusammenbrauten, bewies ihr, dass es tatsächlich höchste Zeit war, in die Koje zu kriechen.

Weiber, hörte sie regelrecht ihre männliche Seite in ihrem Kopf knurren.

Dana Frost erhob sich betont langsam aus ihrem Sessel und setzte dabei das maliziöseste Lächeln auf, zu dem sie noch in der Lage war.

»Bitte, wenn die Herren unbedingt unter sich sein wollen, dann weiche ich«, sagte sie und ließ ihren Blick zwischen ihnen schweifen. »David!« Ihre Stimme bekam einen hörbar festeren Klang. »Sie wecken mich augenblicklich, wenn irgendetwas …«

»Selbstredend, Ma'am«, unterbrach sie der Ortungsoffizier.

»I.O.!«

»Aye, Ma'am?«

»Sie haben die Brücke.«

*

Als Frost nach sieben Stunden Standardzeit wieder die Kommandozentrale der STERNENFAUST betrat, wies David Stein gerade Fähnrich Susan Jamil als seine Stellvertreterin in ihre Schicht ein. Jetzt war dem jungen Lieutenant deutlich anzusehen, dass er dringend eine Mütze Schlaf benötigte, stellte Dana mit einer gewissen Genugtuung fest. Tage-, wochen-, mitunter monatelange Routine an Bord eines Leichten Kreuzers konnten mehr an den Nerven zehren, als so manche Gefechtssituation. Man saß sich unweigerlich so eng auf der Pelle, dass schon kleine Eigenheiten des einen den anderen zur Weißglut bringen konnten.

Andererseits registrierte man bereits winzige Veränderungen bei seinen Kameraden und konnte so davon ausgehen, dass auch nicht die kleinste Regung oder Stimmungsschwankung vor den anderen verborgen blieb. Kurz: Das Alltagsleben an Bord der STERNENFAUST war manchmal ähnlich aufregend wie bei einem alten Ehepaar, das zielsicher die Goldene Hochzeit anstrebte. Man kannte sich in- und auswendig, gelegentlich bis zum Überdruss und das bezog sich im Besonderen auf die Eigenheiten, Angewohnheiten, Macken und Fehler, die jeder so mit sich herumschleppte.

Glücklicherweise musste die STERNENFAUST demnächst ins Raumdock über dem Mars. Das bedeutete für fast alle Urlaub.

»Irgendwelche näheren Erkenntnisse, David?«, fragte Dana den Ortungsoffizier, bevor der die Brücke verließ.

»Hab ich auf Ihren Terminal überspielt, Ma'am.«

Ein vernichtender, vor allem ausgeschlafener Blick traf David Stein.

»Um es kurz zu machen«, beeilte er sich noch hinzuzufügen, »es liegen keinerlei Anzeichen dafür vor, dass jemand den Crash des Kridan-Kreuzers überlebt haben könnte …«

»Schon gut, David«, sagte Dana mit einem Lächeln und setzte sich an ihren Arbeitsplatz. *Vielleicht sind wir in ein paar Stunden schon wieder weg*, überlegte sie und aktivierte ihr Display.

»Jetzt sind Sie an der Reihe, Michael«, sagte sie zu ihrem Ersten Offizier.

»Aye, Ma'am.« Ihr Stellvertreter schloss den Datentransfer ab, mit dem er gerade beschäftigt war, und verließ dann ebenfalls nach einem knappen Rapport die Brücke.

Bevor sich Dana mit den Ortungsdaten, die ihr Stein überspielt hatte, beschäftigen konnte, musste sie den aktuellen Belegschaftsstand überprüfen und fragte die einzelnen Stationen und Abteilungen nach

besonderen Vorkommnissen und dem Status Quo ab. Keine Abweichungen von der Norm, keine Vorkommnisse. Nur ein Marine hatte sich den Magen verdorben und war von Doktor Gardikov krankgeschrieben worden. Routine, Routine, immer wieder nichts anderes als Routine.

Magen verdorben, notierte Dana in ihrem Gedächtnis. *Werde bei Gelegenheit Doktor Gardikov mal auf den Zahn fühlen. Vielleicht hat der arme, kranke Mann in Wirklichkeit nur einen ausgewachsenen Kater …*

Sie holte sich die Ortungsergebnisse auf den Bildschirm.

Böse, böse, dachte sie und gab David Stein bei seiner Analyse des Kridan-Raumers Recht.

Sie stellte die höchstmögliche Bildauflösung ein und vergrößerte die Absturzstelle, so weit es ging. Den automatisierten Angaben zufolge war der Kridan-Kreuzer auf der nördlichen Halbkugel von SCHMETZER 23 zerschellt.

Der Aufprall musste tödlich gewesen sein, schließlich verfügten Kridan-Raumer nach Information der Galaktischen Abwehr nicht über Rettungskapseln. Die Trümmer des Schiffes lagen in einem Radius von mehr als anderthalb Kilometern verstreut in der unwirtlichen Gesteinswüste, an die sich in etwa hundertfünfzig, hundertsechzig Kilometern Entfernung der äußere Begrenzungsrand jenes gigantischen Bohrungsloches anschloss, das sie seinerzeit dazu veranlasst hatte, in unmittelbarer Nähe des Nordpols des sonnenlosen Wanderer-Planeten niederzugehen.

Aus der Entfernung sah diese kreisrunde Fläche von mehr als viertausend Kilometern Durchmesser glatt und regelmäßig geformt aus. So glatt und regelmäßig, dass ein anderer als künstlicher Ursprung ausgeschlossen werden konnte. Beim Anflug während ihrer ersten Expedition hatten sie dann die Hieroglyphen entdeckt, die zum Zentrum dieser leicht konisch in die Tiefe gehenden Riesenbohrung die vermeintlich glatte Fläche in Wirklichkeit strukturierte. Gewaltige, unbekannte Zeichen, deren Bedeutung bis heute niemand verstand, deren Aussehen aber mit anderen Funden in der Galaxis übereinstimmte.

Schon insgesamt dreimal war Dana Frost bisher mit Relikten unterschiedlichster Art der Toten Götter konfrontiert worden, die aber alle eine Gemeinsamkeit aufwiesen. Sie schienen von einer Spezies zu stammen, die sich vor Urzeiten in dieser Region des Alls ausgebreitet hatte. Technologisch mussten sie allen den Menschen bekannten, heute lebenden intelligenten Arten weit überlegen gewesen sein. Einschließlich der Menschheit selbst. Vielleicht – so schien man in der Führung des Star Corps zu spekulieren – stieß man irgendwann auf Reste einer verständlichen, nachvollziehbaren und für die Menschheit brauchbaren Technologie.

Wie auch immer, dachte Dana, *aus einem schnellen Aufbruch aus dieser gottverlassenen Region der Galaxis wird wohl nichts …* Dafür war der Kreuzer der Kridan in zu großer Nähe zu dem Relikt der Toten Götter

havariert.

Gut möglich, dass es der Besatzung vor dem Absturz noch gelungen ist, einen Funkspruch abzusetzen …

Ein Funkspruch, der nicht nur ihre Notlage beschrieb, sondern auch das kaum zu übersehende, gigantische, kreisrunde Relikt, in dessen Mittelpunkt sich der Nordpol des Planeten befand. Möglicherweise deutete die Nähe der Absturzstelle zu der gewaltigen Fläche darauf hin, dass die Kridan noch versucht hatten, sich dieses Gebilde näher anzusehen. Ein Gebilde, das von weitem aussah, als hätte ein Titan mal kurz einen riesigen Bohrer angesetzt.

Dana bereitete einen Bergstrom-Funkspruch an Commodore Jackson vor. Sie schrieb in ihren automatisch verschlüsselten Bericht, dass möglicherweise bald andere Kridan-Schiffe hier auftauchen könnten, um den letzten Nachrichten der Verunglückten nachzugehen.

»LI Jefferson«, rief Dana in das Bordkom. Sie wollte, dass sich der Leitende Ingenieur der STERNENFAUST, Lieutenant Simon E. Jefferson, die Ortungsdaten und Bilder einmal ansah. Laut seiner Akte war er besonders dafür geschult worden, mit Fremdtechnologie umzugehen …

*

Bis die Kerle ihre schicken, langen, ledernen Umhänge abgelegt haben, um auch in diese Brühe zu springen, bin ich längst auf der anderen Seite, dachte Admiral Schirrban. Dann aber hielt er es nicht mehr länger aus. Prustend durchstieß er mit dem Kopf die Wasseroberfläche. Er holte tief Luft und schwamm dabei mit kräftigen Arm- und Beinbewegungen so rasch weiter, wie er nur konnte.

Ein klatschendes Geräusch unmittelbar neben seinem Kopf ließ ihn voller Schreck zusammenzucken. *Ver … Diese Idioten schießen doch!*

»Hallo, greifen Sie zu. Schnell!«

Die Stimme kam von unmittelbar über ihm. Der Admiral warf den Kopf in den Nacken. Der breite Kiel des gewaltigen Luftschiffs schien regungslos in der Luft zu stehen. Ein Tau baumelte aus einer halb offen stehenden Luke direkt zu ihm ins Wasser. Daneben stand ein jugendlich wirkender Matrose und gestikulierte wild. Schirrban brauchte nur zuzupacken.

»Keine Sorge, Sir«, versicherte der junge Kress. »Wir ziehen Sie rauf. Um die Kerle, die Sie überfallen haben, haben wir uns schon … äh … gekümmert.«

So gut es ging, versuchte der Admiral, den Kopf aus dem Wasser zu heben, aber der Kanal lag ein ganzes Stück tiefer als das Ufer mit seinem schlammigen Weg. Doch endlich erkannte er, was der junge Maat mit seiner Bemerkung gemeint hatte. In luftiger Höhe – etwa auf halber Strecke zwischen Kanal und Luftschiff – zappelte ein beutelförmiges Schleppnetz mit sichtbar lebender Beute.

»Einer konnte leider entkommen, Sir …«, ertönte in diesem Moment wieder die Stimme aus dem Halbdunkel des Luftschiffbauches. Beherzt griff der Admiral nach dem Seil und spürte, wie er mit einem Ruck aus dem Wasser gezogen wurde. Begleitet vom Rattern der Winde sah er nur kurz, dass die Entfernung zwischen dem Schiff und dem Boden größer war, als es von unten den Anschein hatte. Im nächsten Moment wurde er ins Innere gehievt.

»Willkommen an Bord der LUCCRA II«, begrüßte ihn der Matrose.

»Danke, Maat. Wie heißt du?«, fragte der Admiral.

»Jungmaat Sungur, Sir.«

»Sungur? – Der Name sagt mir was«, grübelte Schirrban. »Jetzt fällt es mir ein! Klar, dies ist die LUCCRA II. Du warst der Schiffsjunge auf der LUCCRA, die in der Wagasso-See von den Schtukuhl-Rebellen gekapert wurde …«

»Richtig, Sir.«

»Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was von dir berichtet wurde, hätte man dich längst zum Kapitänleutnant befördern müssen.«

Beide wussten, dass das nur eine höfliche Schmeichelei und ansonsten unmöglich war.

»Ich kontrolliere den Abwurf der Halteleinen und habe deshalb gesehen, wie die drei Kerle Sie überfallen haben«, überging Sungur die letzte Äußerung. »Mit Verlaub, Sir, Sie sollten so schnell wie möglich Ihre nassen Kleider wechseln. Ich habe den Jungen losgeschickt, um Handtücher und Decken zu bringen. Da kommt er schon …«

»Du hättest mich mit dem Haken am Ende des Seils um ein Haar erschlagen …«, sagte der Admiral.

»Mit Verlaub, Sir. Ich beherrsche den Wurf der Halteleinen und habe genau dorthin getroffen, wohin ich wollte.«

»Gut, gut, Sungur. Ich habe das nicht ernst gemeint.«

Inzwischen hatte das Luftschiff wieder Fahrt aufgenommen. Schirrban und Sungur standen noch in der Nähe einer der geöffneten Bodenklappen, durch die man das Straßengewirr Kraydorrs unten ihnen wegziehen sah. Der von Sungur herbeigerufene Schiffsjunge führte den nassen Admiral in einen Waschraum, wo er sich die triefenden Sachen ausziehen und sein nasses Fell abtrocknen konnte. Kurze Zeit später hörte Schirrban an den sich verändernden Motorengeräuschen und spürte an den Bewegungen des Schiffes, dass es die kaiserliche Werft erreicht hatte und die Andockmanöver eingeleitet wurden. Der Schiffsjunge tauchte mit einem weiteren Bündel in den Händen wieder auf.

»Fürs Erste, Sir«, sagte er. »Ich hoffe, Hose und Jacke passen …«

»Schon gut«, erwiderte der Admiral.

Erneut begannen die Winden zu rattern. Vor seinem geistigen Auge sah der Admiral, wie von Steuer- und Backbordseite jeweils ein gutes Dutzend Halteleinen abgelassen wurde, die von der Bodenmannschaft aufgefangen und in die Haltevorrichtungen der Schienenschlitten eingeklinkt wurden. Sobald das Schiff auf die richtige Tiefe abgesenkt

worden war, würden die Schütten es in die Drehhalle der Werft ziehen. Ein nicht unheikles Manöver, da bei Start wie Landung ein gewaltiges Luftschiff – wie die LUCCRA II – am gefährdetsten war. Eine plötzliche Windböe konnte es gegen Mäste oder Gebäude drücken – mit unabsehbaren Folgen. Für einen kurzen Augenblick empfand der Admiral Bedauern darüber, dass seine aktive Zeit schon so lange zurücklag.

Es ging alles glatt und als er bekleidet mit einer schlichten Mannschaftsuniform wieder aus dem Waschraum trat, konnte er durch die kleinen Sichtfenster gerade noch sehen, wie das Schiff eingehallt wurde. Der Admiral dachte an die Männer, die ihn überfallen hatten. Hoffentlich bekam er aus den beiden Gefangenen heraus, wer sie beauftragt hatte. Ein harter Glanz schimmerte für einen Moment in seinen Augen auf. Wenn sie wussten, wer ihnen den Befehl erteilt hatte, würde er es erfahren …

*

Der Rote Salon unterschied sich vom Blauen Salon, in dem Wrugal das erste Mal vom Kaiser empfangen wurde, nicht nur durch die Farbe. Der Raum war ungefähr genauso groß, die Einrichtung jedoch um einiges schlichter. Am meisten erstaunte Wrugal aber, dass die Wände wie gepolstert wirkten. Das einzige vorhandene Fenster war mit einer dicken Vorrichtung, die an zwei Scharnieren hing, vollständig abgedichtet worden. Kein Sonnenstrahl drang ins Innere des Zimmers und vor allem kein Laut, kein Ton nach draußen. Nur eine Schreibtischlampe brannte und sorgte für ein dämmriges Licht. Die doppelte Tür, durch die Wrugal den Roten Salon betrat, war so dick, dass sie wahrscheinlich auch Geschossen größeren Kalibers standgehalten hätte.

Nichts, was hier drin gesagt wird, soll nach außen dringen, schoss es Wrugal durch den Kopf.

Ansonsten wiederholte sich das gleiche Zeremoniell wie vor einiger Zeit bei seinem Antrittsempfang – mit dem Unterschied, dass diesmal noch nicht einmal die obligatorischen Diener und Wachen im Zimmer blieben.

Wrugal verbeugte sich tief und erinnerte sich an eine halb öffentliche Begegnung zwischen dem Kaiser und einem in Ungnade gefallenen Höfling im großen Thronsaal, die er kurz nach seiner Ankunft in Kraydorr miterlebt hatte.

Es ging seinerzeit um die offizielle Verabschiedung des Höflings, der wegen ungeklärter finanzieller Unregelmäßigkeiten von seinem Posten als kaiserlicher Innenminister hatte zurücktreten müssen und als Vize-Verwalter in eine weit entfernte Provinz abgeschoben wurde. Es war offensichtlich gewesen, dass er nicht nur die kaiserliche Gnade verloren hatte, sondern dass Rrouh IV. ihn auch nicht mehr sehen wollte.

Trotzdem besaß der Ex-Minister noch das Privileg, dem Kaiser auf

gleicher Ebene zu begegnen, gehörte also zu denjenigen, die den erhöhten Laufsteg im Thronsaal betreten durften. Der geschasste Höfling näherte sich protokollgerecht mit demütig gesenktem Haupt dem Thron des Kaisers, der ihm sogar die Ehre erwies, sich von seinem Thron zu erheben. Jedenfalls hatte Wrugal das in jenem Moment so eingeschätzt. Doch dann wurde er eines Besseren belehrt. Bei dem Höfling handelte es sich um einen alten, gebrechlichen Kress, dem anzusehen war, dass er sich damit abgefunden hatte, in der Einöde der Provinz schon bald sein Leben zu beenden.

Rrouh blieb damals vor seinem Thron stehen und senkte in einer leichten Verbeugung den Kopf. In diesem Augenblick hielt jeder im Saal den Atem an. Dem alten Höfling indes waren die Feinheiten des Protokolls im Verlauf eines langen Lebens am Hof in Fleisch und Blut übergegangen und so beugte auch er sein Haupt und achtete sorgfältig darauf, dass er sich deutlich tiefer bückte als sein Herr. Der Kaiser, der kaum halb so alt war wie der Ex-Minister, krümmte jetzt den Rücken. Er hielt dabei das Gesicht gerade nach vorne gerichtet, um genau die Reaktion seines Gegenübers beobachten zu können. Kein Wort wurde gesprochen und so konnte man deutlich das mühevolle Ächzen hören, als sich der alte Mann noch tiefer bückte. So verharrten beide für unerträglich lang erscheinende Augenblicke. Nur noch wenige Schläge und der Alte würde vor Anstrengung zusammenbrechen.

Der Kaiser schnellte abrupt wieder hoch, drehte sich in der gleichen Bewegung halb um seine Achse, vollführte mit der rechten Hand eine betont nachlässig wirkende Geste in die Richtung des alten Höflings und verschwand aus dem Thronsaal, noch bevor es dem ehemaligen Minister gelungen war, sich ebenfalls wieder ganz aufzurichten.

Diese in Form und Ablauf verfeinerte Demütigung hatte in Wrugal einen tiefen Eindruck hinterlassen, sodass er jetzt die freundliche Aufforderung, Platz zu nehmen, ungläubig registrierte und erst befolgte, als sich der Kaiser hinter seinem Schreibtisch erhob und einen Stuhl heranrückte.

»Mein treuer Bruder, Prinz Kuchta, wünscht eine Unterredung mit ihm unter vier Augen. Sein Mund ist mein Mund, seine Augen sind meine Augen und seine Ohren sind meine Ohren«, sagte Rrouh. Er begann, in einigen Papieren zu blättern.

»Sie waren doch mal Telegraphenmeister?«, ertönte von der Seite eine leise Stimme aus dem Halbdunkel.

Gehorsam wandte sich Wrugal zu seinem neuen Gesprächspartner und bejahte.

Das Scharren eines weiteren Stuhles erklang. Prinz Kuchta rückte näher an Wrugal heran. Sie saßen jetzt leicht versetzt zueinander, wobei Wrugal dem wie unbeteiligt wirkenden Kaiser hinter seinem Schreibtisch die linke und dem Prinzen die rechte Seite zuwandte. Es wäre ungebührlich gewesen, der Majestät den Rücken zuzukehren, aber ebenso unhöflich, dem Prinzen über die Schulter hinweg zu antworten. In dieser Position konnte er zumindest seinen Oberkörper

schnell genug in die eine oder andere Richtung drehen. Unbehaglich blieb die Konstellation allemal, und Wrugal war sich sicher, dass genau dies vom Prinzen auch beabsichtigt war.

»Der kaiserliche Telegraphenmeister, der die Ehre hat, den gleichen Namen zu tragen wie Sie, Hoheit, war seinerzeit mein Verbindungsmann in Kraydorr«, antwortete Wrugal.

Der Name ist auch in der Hauptstadt nicht gerade häufig, dachte er dabei, *die Persönlichkeiten der beiden könnten aber unterschiedlicher kaum sein …*

»Der Kaiser und ich haben eventuell einen Auftrag für Sie«, fuhr der Prinz mit leiser Stimme fort. »Es stimmt doch, dass seinerzeit Wesen in den Randzonen aufgetaucht sind, die behauptet haben, von einer Welt *außerhalb* der unseren zu kommen?«

Wrugal wand sich. Er hatte über die Begegnung nur mit dem Ältestenrat seines Volkes gesprochen, aber seinerzeit waren auch zwei junge Besatzungsmitglieder eines havarierten und von den Schtukuhl-Rebellen gekaperten Luftschiffs mit den Fremden zusammengetroffen. Sympathische, junge Leute, die aber zweifellos nach ihrer Rückkehr über dieses Treffen Bericht erstattet hatten.

Er begann zu ahnen, warum man den Ältestenrat dazu gedrängt hatte, einen diplomatischen Vertreter nach Kraydorr zu entsenden. Er ahnte auch, warum ausgerechnet er in die Hauptstadt an den Kaiserhof geschickt worden war. Er kam sich einfältig vor, dass er seinerzeit keinen Verdacht geschöpft hatte, als die Kommunikation zwischen Kraydorr und dem Rat der Alten über diese Frage ganz altmodisch mit Sturmgleitern abgewickelt worden war, obwohl doch eine Telegraphenlinie existierte.

»Warum schweigen Sie? Wir wissen es doch ohnehin …«, sagte der Prinz mit leiser Stimme.

Wrugal zuckte leicht zusammen, als er spürte, dass Kuchta ihn kurz am Arm berührte. Bei jedem anderen hätte er diese Geste als beruhigend empfunden, beim Bruder des Kaisers nicht.

»Es ist schwierig zu verstehen«, mischte sich Rrouh IV. in das Gespräch ein, ohne von seinen Papieren aufzublicken. »Vor ein paar Generationen glaubten die Kress noch, die Welt sei eine Scheibe und jeder der dem Rand zu nahe käme, würde durch Rarals Sog bestraft.«

Prinz Kuchta nickte und sah Wrugal mit großen Augen an.

»Erst die ruhmreichen Eroberungs-Expeditionen, die ich – ich war ja noch fast ein Kind – im Auftrag meines Vaters durchführte«, fuhr der Kaiser fort, »um das Mittelland-Imperium zu einer geschlossenen, ringförmigen Einheit zusammenzuführen …« Er hielt kurz inne, und Wrugal sah, dass Rrouh von seinen eigenen Erinnerungen fortgerissen wurde. »Erst diese Expeditionen bewiesen, dass unsere Welt die Gestalt einer hohlen Kugel hat, in deren Innerem wir leben, mit Raral als zentralem Lichtbringer.«

»Und jetzt ändert sich schon wieder und nach so verhältnismäßig kurzer Zeit das Bild unserer Welt«, ergänzte der Prinz. »Obwohl wir Wissenschaftler hatten, die schon immer behauptet hatten und zu

beweisen versuchten, dass außerhalb unserer Weltenkugel noch etwas anderes existiert, weitere Welten …«

»Schribbur …«, murmelte Wrugal.

»Richtig«, sagte Kuchta. »Schribbur. Der verrückte Schribbur, wie er allgemein genannt wird.« Bei der letzten Bemerkung erhob sich die Stimme des Prinzen und bekam einen scharfen, regelrecht zornigen Klang. »Wie auch immer …«, fuhr er wieder leise, fast flüsternd fort. »Ich will Ihnen etwas zeigen. Sie dürfen mit niemandem darüber reden. Haben Sie das verstanden? Mit niemandem …«

»Bevor ihr geht«, warf Rrouh ein, »danken wir ihm, dass er hierher gekommen ist, an unseren Hof. Er hat keine Ahnung, was uns das bedeutet. Und wir danken ihm schon jetzt für alles, was er für uns tun wird.«

Wrugal blickte verwirrt zwischen dem Kaiser und seinem Bruder hin und her. Was *um aller Geister willen hat das zu bedeuten*?

»Kommen Sie«, sagte der Prinz, der aufgestanden war. »Wir müssen gehen. Das, was ich Ihnen zu zeigen habe, duldet keinen Aufschub …«

*

Admiral Schirrban hatte sich ins Telegraphenbüro der Luftschiff-Werft bringen lassen, das sich am Rand der riesigen Drehhalle befand. Nach einem kurzen Gespräch mit seinem Stabsadjutanten, brauchte er nicht mehr lange zu warten. Schon nach weniger als einem viertel Lauf meldete man ihm die Ankunft eines Dampfwagens, in dessen Kabine eine Ersatz-Uniform für ihn bereit lag.

»Die beiden Gefangenen kommen mit«, befahl er, als er die Werft verließ. Wie er bei der Anforderung des Wagens angewiesen hatte, war eine vergitterte Zelleneinheit angehängt worden. Schirrban konnte es zwar kaum erwarten, die beiden Kerle zu verhören, aber zuerst musste er noch etwas Dringenderes erledigen.

Durch das Fenster des Telegraphenbüros hatte er noch einmal kurz den Jung-Maat Sungur gesehen, der ihn im wahrsten Sinne des Wortes aus dem schmutzigen Wasser des Kanals gefischt hatte. Der junge Kress kletterte gerade aus der eingehallten LUCCRA II über den Besatzungssteg auf den Hallenboden herab. Er trug einen dicken Beutel über der Schulter, ein offenkundiges Zeichen, dass man ihm Landgang, vielleicht sogar Urlaub gewährt hatte.

Was die Aufmerksamkeit des Admirals jedoch vielmehr erregt hatte, war die ihm wohl bekannte uniformierte Gestalt, die Sungur am Ausgang der Halle abgepasst und aufgehalten hatte.

Man müsste Lippenlesen können …. dachte Schirrban.

Nach wenigen Worten hatte Sungur genickt und war dem Uniformierten gefolgt. Durch das sich erst langsam hinter den beiden wieder schließende Hallentor konnte der Admiral noch einen kurzen Blick auf die reich verzierte, vierspännige Kutsche werfen. Die

unruhigen Ruschtus, kräftige Laufvögel, die vor die Kutsche gespannt waren, übertönten mit ihrem heiseren Gekreische mühelos den Lärm der Motoren, Turbinen und Maschinen, die durch das Innere der Werft dröhnten.

So angestrengt Schirrban auch über diese Begegnung nachdachte, er konnte sich keinen Reim darauf machen. Er ahnte zwar, wohin man Sungur bringen würde, hatte aber keine Vorstellung über das Warum …

Mit Genugtuung beobachtete er, wie die beiden Kerle ohne viel Federlesens in den Zellenwagen gestoßen wurden, dessen eiserne Tür mit einem Knall hinter ihnen zufiel. Der armdicke Riegel wurde mit einem Zahlenschloss gesichert.

Wortlos streckte der Admiral die Hand aus. Die Ordonanz stieß die Hacken zusammen, riss einen Zettel von einem Block, auf dem er die Kombination notiert hatte, und legte ihn in die offene Handfläche des Admirals.

»Abfahrt«, befahl Schirrban.

Er bestieg den Abteilwagen, während die Ordonanz nach vorne zum Fahrer ins Führerhaus des dampfenden, metallenen Kolosses stieg, das sich wenig später schnaufend in Bewegung setzte. Nachdenklich ließ sich der Admiral in die weichen Polster sinken, die allerdings die holprige Fahrt nur unzulänglich abfederten.

Doch er achtete nicht darauf. Plötzlich war ihm eingefallen, woher er das Gesicht jenes Angreifers kannte, dem es gelungen war zu entkommen. Als er sich darüber klar wurde, was das zu bedeuten hatte, lief es ihm eiskalt den Rücken herunter …

*

Der beinahe zwei Meter große Bordingenieur der STERNENFAUST nahm neben Dana Frost Platz, um einen besseren Blick auf die Ausdrucke zu bekommen. Dabei unterschied sich die Art und Weise, wie er die Dinge wahrnahm, grundlegend von der Sichtweise Danas wie auch aller anderen Besatzungsmitglieder.

Bei Simon E. Jefferson handelte es sich um einen so genannten Genetic. Das bedeutete, er stammte von einer der Welten, auf denen genetische Manipulationen als sinnvoll oder sogar wünschenswert betrachtet wurden.

Äußerlich am auffälligsten waren bei Jefferson sicherlich seine Augen – Facettenaugen! Mit ihnen war er in der Lage, im Infrarot-Spektrum zu sehen; allerdings auch nur das, was Dana für eine Fehlkonstruktion hielt. Doch der Ingenieur hatte ihr versichert, dass das für seinen ehemaligen Beruf – Spezialist für das Arbeiten auf Methan-Welten – durchaus von Vorteil war. Außerdem behauptete er, dass er im Normalfall viel genauer sehen konnte als ein normaler Mensch.

Andere Unterschiede bestanden in der Funktion einer Reihe innerer

Organe. So waren Lunge und Kreislauf darauf ausgelegt, neben einer sauerstoffhaltigen Atmosphäre auch Methan atmen und verarbeiten zu können. Mit dieser Fähigkeit hing die relative Kälte-Unempfindlichkeit des Leitenden Ingenieurs zusammen, da Methan-Atmosphären meistens in äußeren Planetensystemen vorzufinden sind, dort, wo die Kraft des jeweiligen Zentralgestirns nur noch diffuses Licht und kaum Wärme spendete.

»Die Lage der Trümmer deutet darauf hin«, sagte er gedehnt, nachdem er sich die Bilder, die ihm Dana vorgelegt hatte, eine Weile schweigend angesehen hatte, »dass die Generatoren nicht explodiert sind …«

Dana nickte.

»Wären die Generatoren explodiert, müsste hier«, Jefferson wies auf eine bestimmte Stelle des Ausdrucks, »ein viel tieferer Krater zu sehen sein. Stattdessen … hm …« Er blätterte durch die anderen Orter-Ausdrucke. »Hier, sehen Sie …« Jefferson wies auf ein Blatt, das die gesamte Absturzstelle zeigte. »Der Kridan-Kreuzer ist in einem verhältnismäßig flachen Winkel aufgeprallt. Sehen Sie diese kilometerlange Schleifspur?«

»Sie werden noch versucht haben, das Schiff halbwegs sicher runterzubringen«, sagte Dana.

»Nicht nur das«, erwiderte Jefferson. »Es sieht alles danach aus, als hätten sie versucht, möglichst nahe an das Relikt zu gelangen.«

»Aber wenn die Generatoren nicht explodiert sind, wieso hat es das Schiff dann trotzdem derart zerrissen, dass die Trümmer kilometerweit geschleudert wurden?«

»Reibungsenergie«, antwortete Jefferson und blickte konzentriert nach oben. Dana kannte diese abrupte Kopfbewegung des Leitenden Ingenieurs mittlerweile. Zuerst hatte sie es für eine Marotte gehalten. Jetzt wusste sie, dass er das immer dann tat, wenn er nachdachte und rechnete.

»Doch«, sagte er nach kurzer Pause. »Die Energie ist mehr als ausreichend, um die gesamte Schiffskonstruktion so zu erschüttern, dass sie schließlich mit der gleichen Wucht auseinander gesprengt wird, als hätte man einen kleinen nuklearen Sprengsatz gezündet …« Er drehte den Kopf und blickte sie mit seinen Facettenaugen direkt an.

Dana versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, dass sie diesen Blickkontakt noch immer irritierend fand. Wahrscheinlich würde sich das nie ändern.

»Wenn wir die Absturzstelle untersuchen, werden wir unter den Trümmern die Bergstrom-Generatoren finden, natürlich völlig zerstört, aber nicht explodiert.«

»Und das heißt?«, fragte sie und starrte wieder auf die Ausdrucke.

»Das heißt trotzdem, dass die Besatzungsmitglieder dieses Schiffes tot sind. Das kann eigentlich keiner überlebt haben und wenn doch, dann wär's ein echtes Wunder …«

»Aber restlos ausschließen können Sie das nicht …«

»Wer kann schon Wunder ausschließen, Captain?«, entgegnete Jefferson. »Noch nicht einmal der Teufel …«

»Damit ist die Entscheidung gefallen. Wir müssen dem Crash nachgehen – und zwar gründlich …«, sagte Dana. *Und Sie kommen mit*, fügte sie noch in Gedanken hinzu.

Sie hatte vor der Unterredung mit Jefferson den Ingenieur über einige Einzelheiten des Relikts aufgeklärt. Anders als die meisten, mit denen sie über die Hohlwelt bisher gesprochen hatte, reagierte Jefferson bemerkenswert abgeklärt und ungerührt.

Er scheint es als Selbstverständlichkeit anzusehen, dass wir über eine Spur nach der anderen stolpern, die auf eine uns offensichtlich himmelhoch überlegene Spezies hinweist, dachte sie. *Warum? Weiß er etwa mehr über die Toten Götter, als ich, als wir? Und wenn ja, woher?* Dana spürte, wie sich ihre Unsicherheit verstärkte. Sie tat alles, um sich dergleichen nicht anmerken zu lassen, und lächelte Jefferson breit an.

Sie erinnerte sich an einen kurzen Moment auf der STERNENFAUST, als sie auf dem Rückweg vom Labyrinth der Toten Götter zum Spielerplaneten Druillet gewesen waren. Damals hatte sie mehr oder weniger beiläufig mit einigen ihrer Offiziere über ihre höchst irritierenden Erfahrungen in dem Labyrinth gesprochen. Jefferson war der Einzige gewesen, der seinerzeit keinen Kommentar dazu abgegeben hatte. Stattdessen hatte er still lächelnd dabeigesessen und ab und zu mit dem Kopf genickt. Dana war nach der heftigen psychomentalen Attacke in dem Relikt viel zu aufgeregt gewesen, um dem Schweigen Jeffersons allzu viel Aufmerksamkeit zu widmen. Jetzt aber fiel es ihr wieder ein.

Natürlich war der Kreis derjenigen, mit denen Dana über die erstaunlichen Relikte der Toten Götter hatte reden können, eng begrenzt. Ihre unmittelbaren Vorgesetzten, die Offiziere ihres Schiffes – und eine Psychologin vom Star Corps …

Frost überlegte kurz, welchen Maulkorb die Führung des Star Corps Professor Schmetzer verpasst haben könnte, der mit Bruder William und ihr im Inneren der Hohlwelt gewesen war.

Wahrscheinlich haben Sie ihn im Rahmen der allgemeinen Mobilmachung irgendwohin aufs Abstellgleis geschoben, wo er möglichst keinen Schaden anrichten kann …. dachte sie.

Der Bordingenieur stand auf. Offensichtlich deutete er Danas Nachdenklichkeit dahingehend, dass ihr Gespräch beendet war.

»Wir haben es nicht eilig«, sagte sie leise. »Ich möchte noch etwas anderes mit Ihnen besprechen …«

Jefferson zuckte mit den Schultern und setzte sich wieder.

»Wie beurteilen Sie die Situation zwischen den Genetic-Welten und dem Hohen Rat der Solaren Welten?« *Angriff ist die beste Verteidigung, warum also herumplänkeln*, dachte sie.

»Reden Sie von dem Ultimatum, dass die Genetics sich an die neuen Gesetze halten sollen? Das war so ziemlich das Dämlichste, was der Rat in letzter Zeit von sich gegeben hat.«

Dana war gleicher Meinung, aber es ging ihr schlicht um einen Einblick aus einer anderen Perspektive. »Warum das?«

»Was sollen die Solaren Welten denn tun? Jetzt, da die Genetics die Einhaltung der Genetiker-Gesetze offiziell abgelehnt haben und das Ultimatum verstrichen ist. Wie sollen sie ihre wirtschaftlich und wissenschaftlich am weitesten entwickelten Welten zu irgendetwas zwingen?«

»Das Star Corps hält zu den Solaren Welten, und es gibt – soweit ich weiß – keinen Kommandanten aus den Reihen der Genetics. Man könnte sie zwingen.«

Jefferson sah seinen Captain nur spöttisch an.

»Okay, wir befinden uns im Krieg mit den Kridan. Aber irgendwann ist der vorbei, und die gebundenen Schiffe werden frei.«

Dir Leitender Ingenieur reagierte immer noch nicht.

»Also?«, bestand Frost auf einer Antwort.

»Sie wissen doch genauso gut wie ich, dass 90 Prozent der STERNENFAUST von TR-Tec. gebaut wurden, dem einflussreichsten Konzern der Genetics. Was sollte sie daran hindern, neue Schiffe zu bauen?«

»Bedeutet das Krieg?«

»Nur wenn die Solaren Welten darauf bestehen. Die Genetics werden von Wissenschaftlern regiert. Die wollen keinen Krieg. Aber was sie in ihrem Gebiet treiben – wir haben es ja vor wenigen Wochen selbst herausgefunden –, gehört verboten. Ich weiß nur nicht, wie die Solaren Welten ein Verbot von Forschungen welcher Art auch immer durchsetzen wollen …«

*

Wrugal war von den neuen Möglichkeiten noch wie betäubt, als er und der Prinz das geheime Labor in dem weitläufigen Anbau des Kaiserpalastes wieder verließen. Er reagierte deshalb mit einer gehörigen Verzögerung, als er in dem Gang eine Stimme hörte, die ihm zwar nicht vertraut, aber doch bekannt vorkam.

Deshalb war es viel zu spät, als er den Arm hob und eine Begrüßung rufen wollte. Der junge Kress in der Uniform eines Luftschiffmaats, den er am Ende des Gangs flüchtig gesehen hatte – in einer Unterhaltung mit zwei anderen Offizieren vertieft –, war längst hinter einer Biegung verschwunden.

»Sungur«, murmelte er. Jetzt war er sich sicher. Es war Sungur gewesen, der da ebenso plötzlich aufgetaucht und wieder verschwunden war.

Prinz Kuchta hatte Wrugal nach der Audienz im Roten Salon in eine der streng abgeschirmten und bewachten Werkstätten im Südflügel des Palastes gebracht. Der alte Telegraphenmeister war höchst überrascht gewesen, ausgerechnet hier auf seinen Kollegen und Freund zu stoßen,

der zum sichtlichen Ärger des Prinzen den gleichen Namen trug. Damit kein Moment der Peinlichkeit entstand, hatte sich der kaiserliche Telegraphenmeister Kuchta tief vor dem Prinzen Kuchta verbeugt und sofort darauf hingewiesen, dass sich die beiden Telegraphenmeister schon lange kannten.

Der Prinz hatte Kuchta mit regloser Miene befohlen, Wrugal »das neue Gerät« vorzuführen. Während ihrer häufigen abendlichen Treffen hatte Kuchta gegenüber seinem Kollegen kein Sterbenswörtchen über seine geheime Nebentätigkeit verlauten lassen.

Eure Untertanen sind loyaler, als ihr es verdient, dachte Wrugal und beobachtete verstohlen den Bruder des Kaisers.

Das Gerät, das Kuchta vor Wrugal und dem Prinzen aufbaute, sah aus wie eine kleine, transportable Telegraphenstation. Statt eines Hörrohrs musste man sich zwei flache Schalen direkt über die Ohren stülpen und neben dem üblichen Taster für die Lang-Kurz-Signale verfügte es noch über ein Sprechrohr. Das an sich entsprach dem neuesten Stand, über den sie in den randständigen Bezirken zwar noch nicht verfügten, der Wrugal aber nicht unbekannt war. Zu seiner Zeit als Telegraphenmeister war die Verständigung noch ausschließlich über die Lang-Kurz-Signale des elektrischen Tasters gelaufen. Punkt für Punkt und Strich für Strich hatte er alles mitnotiert, in Schreibschrift umgesetzt und – falls es noch zusätzlich verschlüsselt gewesen war – mittels der vereinbarten Kodes in Klartext verwandelt.

Das wirklich Neue an dem Gerät war eine lange, fast einen Sprung hohe Stange, über die die Signale durch die Atmosphäre gefunkt wurden.

»Es ist auch auf langen Strecken kein Draht zur Übertragung mehr nötig«, hatte der kaiserliche Telegraphenmeister erklärt und dabei strahlte sein freundliches Gesicht voller Stolz.

Unter dem strengen Blick von Prinz Kuchta durfte der kaiserliche Telegraphenmeister seinem Kollegen die Funktionsweise des Geräts demonstrieren. Dafür saßen sie zuerst in den beiden am weitesten voneinander entfernten Ecken des Labors. Später verschwand Kuchta mit Erlaubnis des Prinzen sogar in einen Nebenraum, um vorzuführen, dass die Funkstrahlen auch imstande waren, gemauerte Wände zu durchdringen, sofern sie nicht zu dick waren.

»Massive Felsen und Wände halten die Funkstrahlen auf, aber sie verschlucken sie nicht einfach, sondern reflektieren sie«, sagte Kuchta. »Draußen ist dieses Verfahren besonders für Luft- oder Wasserschiffe ideal. Die Funkstrahlen breiten sich im Ozean der Atmosphäre aus wie die Wellen, die entstehen, wenn man einen kleinen Stein ins Wasser wirft.«

»Auf einer glatten und sonst unbewegten Wasseroberfläche breiten sich die Wellen kreisförmig von der Stelle aus, wo der Stein die Oberfläche des Wassers getroffen hat«, erwiderte Wrugal.

»Im Ozean der Luft ist die Ausdehnung natürlich nicht kreis-, sondern kugelförmig«, ergänzte Kuchta, der mit Wrugal sprach,

während er selbst in einem Nebenraum saß. »Deshalb können Sender und Empfänger theoretisch überall stationiert sein.«

»Wir haben Expeditionen ausgesandt«, mischte sich Prinz Kuchta in die Unterhaltung ein, nachdem er sich einen zusätzlichen Kopfhörer aufgesetzt hatte, »um die Wirkungsweise auch in weit entfernten Provinzen zu testen. Von den Randbezirken gibt es noch Schwierigkeiten. Aber im Allgemeinen laufen die Versuche zufriedenstellend …«

Der Prinz setzte die Kopfhörer ab, für Wrugal ein Zeichen, dass die Vorführung beendet war.

»Sie erhalten später noch ausreichend Gelegenheit, sich mit dem kaiserlichen Telegraphenmeister über die Einzelheiten dieser Erfindung auszutauschen«, sagte der Prinz und zog aus seiner reich bestickten Jacke einen großen Chronographen, dessen Deckel er demonstrativ aufspringen ließ.

»Kommen Sie«, befahl er Wrugal, »das war nicht das Einzige, was ich Ihnen zeigen muss.«

Vor den geheimen Palastwerkstätten hatte der Offizier der Leibgarde und die kleine Abteilung von Soldaten gewartet, die dem Prinzen und seinen Begleitern auf Schritt und Tritt folgten. Der Offizier näherte sich dem Prinzen, zog ihn sachte ein Stück abseits und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

Wrugal – noch völlig berauscht von der neuen Technologie – bekam davon kaum etwas mit. Auch die Tatsache, dass am Ende des Gangs gerade Sungur in Begleitung von zwei Offizieren um die Ecke verschwand, registrierte er zu spät, um sich ihm noch bemerkbar machen zu können.

*

Von dem Kanal, wo ihm Admiral Schirrban ärgerlicherweise entkommen war und zwei seiner Helfer gefangen genommen worden waren, eilte der Unbekannte auf schnellstem Weg zu einem mit hohen Mauern umgebenen Anwesen. Inmitten eines weitläufigen Parks stand eine einzelne Villa, vor der einige Dampfwagen standen, auf denen man erst kürzlich einige markante Stellen übermalt hatte. Flächen, auf denen üblicherweise Hoheitszeichen oder Besitzerwappen prangten.

Rings um das Gebäude lungerten Dutzende von bewaffneten Gestalten, denen man anhand der Zeichnung ihrer Gesichtsfelle sofort ansah, dass sie Abkömmlinge randständiger Barbaren waren. Das ließ sich auch durch ihre vornehmen Uniformen nur schlecht kaschieren. Sie winkten den Unbekannten lässig durch. Schließlich kannte man sich.

Im Inneren der Villa erstattete der Unbekannte in dem langen, dunklen Mantel in einem großen, düsteren Raum Bericht. Die Person, die er mit knappen Worten von dem fehlgeschlagenen Anschlag

informierte, saß hinter einem Gestell, von dem dünne Vorhänge abgehängt worden waren. Auch diese Vorrichtung entsprach den religiösen Riten, wie sie bei bestimmten Randständigen praktiziert wurden, die ihre höchste Priesterkaste derart von den normalen Gläubigen trennte.

»Was soll ich tun?«, fragte der Unbekannte schließlich. »Die Gefangennahme der beiden Helfer könnte für uns sehr peinlich werden …«

»Sie wissen nichts – oder besser: nicht viel«, erwiderte die Stimme hinter dem Vorhang. »Aber wir dürfen nichts riskieren und müssen unsere Pläne früher in die Tat umsetzen, als wir ursprünglich vorhatten … Sagt Eurem Herrn, dass ich ihn sofort zu sehen wünsche.«

»Ich tue, wie Ihr befiehlt, Geheimnisvolle.« Der Unbekannte erhob sich und verbeugte sich in Richtung der leicht flatternden Vorhänge.

»Beeilt Euch, Mrallargal. Die Sache duldet keinen Aufschub.«

»Ich sorge dafür, dass er Euch umgehend besucht, ehrenwerte Shonanga …«

*

»Sind das die Wesen, denen du seinerzeit in den randständigen Provinzen begegnet bist?«

Die Stimme von Prinz Kuchta hatte einen metallischen Klang angenommen. Wrugal fror. Im Gegensatz zum Bruder des Kaisers, der von seiner Ordonanz in einen langen Mantel gehüllt worden war, bevor sie durch die dicke Tür in die Kältekammer traten, trug Wrugal nur ein ungefüttertes Wams und dünne Hosen. Vor ihnen lagen die seltsamsten Gestalten auf der breiten, steinernen Tischplatte, die Wrugal je zu Gesicht bekommen hatte. Sie waren in etwa so groß wie er oder der Prinz. Ein in eine dick gepolsterte weiße Kluft gewandeter Arzt hatte die zum Teil extrem verstümmelten Körper aus einer langen Lade gezogen und dann mit einer Leichtigkeit allein auf den Tisch gelegt, als wögen sie nicht mehr wie ein kleines Kind.

»Sie müssen vor oder nach ihrem Tod extremer Hitze ausgesetzt gewesen sein«, erläuterte der Mediziner, der Wrugal nicht näher vorgestellt wurde. »Sie haben jegliche Körperflüssigkeit verloren, deshalb sind sie so leicht. Aber auch extrem fragil und zerbrechlich.«

»Ich habe angeordnet, sie so lange in der Kältekammer aufzubewahren, bis wir Näheres über sie wissen und vor allem bis wir ein Verfahren entwickelt haben, sie zu präparieren, damit sie nicht weiter dem Zerfall preisgegeben sind«, sagte der Prinz.

Wrugal konnte, obwohl er mittlerweile bis auf die Knochen durchgefroren war, sich kaum von dem schrecklichen Anblick losreißen.

»Es ist schwierig zu erkennen«, fuhr der Arzt fort, »aber das müssen noch Reste von Kleidung und Rüstung sein. Bei einem haben sich am

Hinterkopf Teile eines Helms erhalten, der mit Haut und Knochen verschmolzen ist. Und das«, er zog mit einer langen Pinzette an einem pergamentartigen, dünnen Fetzen, »ist die eigentliche Haut der Wesen.«

»Und? Sind sie es?«, fragte der Prinz zum zweiten Mal mit deutlicher hörbarer Ungeduld.

Wrugal schüttelte den Kopf.

»Ganz sicher?«

»Ganz sicher«, antwortete der ehemalige Telegraphenmeister schlotternd. Vor seinem Mund bildete sein Atem eine deutlich sichtbare Wolke.

»Was macht Sie so sicher?«, fragte Prinz Kuchta.

»Die Wesen, denen ich damals begegnet bin, trugen zwar auch gepolsterte Rüstungen mit durchsichtigen Helmen. Auf ihren Rücken befanden sich seltsame Apparate und Schläuche. Diejenigen, die ich aus der Nähe sehen konnte, hatten ihre Helme ausgezogen …«

»Und …«, drängte der Prinz.

»Ihre Gesichter, ihre Köpfe waren fremdartig, glatt und ohne jeden Pelz. Das heißt das stimmt nicht ganz.« Wrugal überlegte. »Oben auf dem Kopf trugen sie einen Pelz von unterschiedlicher Länge, ähnlich wie er bei Randständigen gelegentlich anzutreffen ist. Natürlich nicht hier in Kraydorr, aber die Gesichter selbst und ich glaube auch die Hände waren unbehaart.«

»Waren diese Wesen behaart, bevor sie dem Feuer ausgesetzt waren?«, fragte der Prinz den Mediziner. Er deutete auf die verstümmelten Überreste.

»Das ist sehr schwer mit Bestimmtheit zu sagen, Hoheit«, antwortete der Arzt.

»Und unbestimmt …?« Prinz Kuchta klang gereizt.

»Kaum, eure Hoheit«, die untertänige Antwort des sich leicht duckenden Mediziners bekam etwas Winselndes. »Nein, keine Haare, kein Pelz. Höchstens Rudimente, aber wenn, dann war das so fein, das es als Erstes verbrannte.«

»Worin unterscheiden sich diese Wesen von denen, die Sie gesehen haben?«, fragte der Prinz.

»Sie … sie sahen anders aus. Ganz anders«, stammelte Wrugal, dem die bittere Kälte zunehmend zu schaffen machte. »Dieser Auswuchs, der wie ein Schnabel aussieht … Das da waren wohl die Augen …« Wrugal deutete bei einem der sterblichen Überreste auf die Kopfseite. Dann zeigte er mit zwei Krallen auf seine eigenen Augen. »Die, die ich sah, hatten Augen; ganz so wie wir!«

Der Prinz starrte Wrugal mit einem Blick an, bei dem es dem ehemaligen Telegraphenmeister so vorkam, als würde es schlagartig noch frostiger. Im nächsten Augenblick bemerkte er, dass auch Kuchta leicht zitterte.

Kaum vor Wut, dachte Wrugal, der sich vor Kälte kaum noch richtig bewegen konnte.

Der Prinz ruckte den Kopf zur Seite. Der Arzt schob die unheimlichen, fremdartigen Leichen wieder in ihre Kühlfächer zurück. Dann öffnete er die dicke Tür, durch die Kuchta und Wrugal wieder nach draußen in einen der weitläufigen Gänge traten, die die Keller unterhalb des Kaiserpalastes verbanden. Auch hier war es kühler als an der Oberfläche, aber trotzdem deutlich wärmer als in der Kältekammer. Kaum atmete Wrugal wieder normal temperierte Luft, da schossen ihm die Tränen aus den Augen, ohne dass er etwas dagegen tun konnte.

»Gesunde Reaktion«, knurrte der Prinz. »Sie können es selbst für einen Randständigen ganz schön lange in dieser Frosthölle aushalten. Das ist ausgezeichnet. Hervorragend.«

Kuchta lachte schallend los und kniff dabei seine Augen zusammen. Die Leibwächter fielen in das Gelächter ein, nur Wrugal starrte stumm von einem zum anderen. Er bemerkte, dass der Prinz auf diese Weise die Tränen kaschierte, die auch ihm nach dem plötzlichen Temperaturwechsel in die Augen geschossen waren.

*

Kurze Zeit zuvor.

Nachdem die STERNENFAUST ihre Orbitposition über SCHMETZER 23 bezogen hatte, wurde die L-1 ausgeschleust, um das Wrack des Kridan-Kreuzers zu untersuchen. Neben Technikern bestand die erste Landeeinheit auch aus einer kleinen Gruppe von Marines in Kampfanzügen.

Während David Stein alle Hände voll zu tun hatte, um einerseits die Kommunikation zwischen dem ersten Landetrupp und der STERNENFAUST zu koordinieren, musste er sich parallel dazu auch um die Nahraumortung kümmern, da es nicht ausgeschlossen war, dass sie überraschenden Besuch bekamen.

»Takashi, Ma'am«, leitete Stein ein Gespräch an Dana Frost weiter.

Auf dem Bildschirm des Captains erschien der Marine, der sich bis auf seinen Helm noch in der vollen Montur seines Kampfanzugs befand. Die Abzeichen seiner kürzlich erfolgten Beförderung glänzten noch regelrecht auf dem Kampfanzug, so neu waren sie.

»Ja, Corporal«, sagte Dana.

»Ma'am, wir haben deutliche Spuren gefunden, die von den Trümmern fortführen«, meldete Takashi. »Sie führen nach Norden …«

»Schicken Sie uns alle Aufzeichnungen nach oben«, sagte Dana und biss sich auf die Unterlippe. »Und seien Sie wachsam, Sie sind für die Sicherheit dort unten verantwortlich …«

»Aye, Ma'am.« Das Bild auf dem Monitor verblasste.

»Es haben also doch welche überlebt«, sagte Dana an Michael Tong gewandt. »Veranlassen Sie, dass die L-2 fertig gemacht wird.«

Auch die Besatzung der L-2 bestand zur Hälfte aus Marines.

Außerdem befanden sich Frost, Jefferson und Bruder William an Bord. Die Hinweise der Techniker, die mit der L-1 in unmittelbarer Nähe des Wracks niedergegangen waren, brachten sie auf die Spur der überlebenden Kridan, und die führte – wie Corporal Takashi bereits angedeutet hatte – direkt nach Norden, direkt hinein in die riesige, kreisrunde, künstliche Anlage der Toten Götter.

»Sie müssen ihr Wrack mit einem noch intakten Bodenfahrzeug verlassen haben«, vermutete Jefferson nach einer ersten Überprüfung der Spur.

»Irrtum«, sagte Dana und wies nach vorne. Die starken Suchscheinwerfer der Landefähre verloren sich in der Schwärze der ewigen Nacht, die auf der Oberfläche von SCHMETZER 23 herrschte. Die L-2 flog jetzt in geringer Höhe und mit deutlich gedrosselter Geschwindigkeit. Unter ihnen erstreckte sich das endlose Feld der gewaltigen Schriftzeichen, die wie ein labyrinthisches Adernetz die Senke überzogen. In der Ferne hob sich ein schwarzer Schatten undeutlich aus dem restlichen Dunkel der Umgebung.

Wenig später schwebten sie über dem zweiten, wesentlich kleineren Kridan-Wrack.

»Ich vermute«, sagte Dana, »dass sie kurz vor dem Crash versucht haben, sich mit dem Shuttle abzusetzen. Aber einige Trümmerteile des unmittelbar hinter ihnen am Boden zerschellenden Kreuzer haben sie erwischt, sodass das Schuttle beschädigt wurde und gerade noch über den Boden gleiten konnte. Daher die breite Spur …«

»Bis hierher …«, murmelte Bruder William.

»Sind Sie etwa noch da drin?«, fragte Jefferson.

Ein Erkundungstrupp der Marines wurde aus der Landefähre ausgeschleust und schwebte, getragen von Antigrav-Aggregaten, auf die Oberfläche herab.

»Ausgeflogen«, meldete Pablo DiMarco per Funk. »Sie haben aus dem Shuttle nur das Nötigste mitgenommen. Ich sehe deutliche Fußspuren, die sich vom Shuttle Richtung Norden entfernen. Sollen wir Ihnen den Weg zeigen, Ma'am?«

»Tun Sie das«, sagte Frost, die momentan nicht riskieren wollte, die Landefähre noch tiefer gehen zu lassen. Die zwischen der L-2 und dem Boden dahinschwebenden Marines lotsten sie weiter nach Norden.

»Ob sie sich bis zu unserem alten Lager durchgeschlagen haben?«, rätselte Bruder William.

»Das lag jenseits des Pols und so viel haben wir seinerzeit nicht zurückgelassen …«, erwiderte Dana.

Die Struktur jener geheimnisvollen, riesigen Schriftzeichen zeigte sich inzwischen immer deutlicher. Das lag daran, dass – je näher sie sich dem Pol, also auch dem Mittelpunkt des Kreisgebildes näherten – die Vertiefungen zwischen den hieroglyphenähnlichen Zeichen immer tiefer in den Boden hineingefräst worden waren. Von wem? Und wann? Diese Relikte, die sie in Ermangelung eines besseren Namens den Toten Göttern zuschrieben, blieben ein ungelöstes Rätsel.

Eine Zeitlang waren für die Marines die Spuren im Staub, der sich über Jahrhunderttausende, vielleicht sogar seit Jahrmillionen hier abgelagert hatte, gut zu sehen. Doch je tiefer die Wege zwischen den gewaltigen Schriftzeichen wurden, desto mehr geriet die Suche ins Stocken und zu einem Puzzlespiel.

Die verschlungenen, labyrinthartigen Pfade hatten mehr als einmal den anfangs zielgerichteten, geraden Weg der überlebenden Kridan in die eine oder andere Richtung abgelenkt. Dana wusste von ihrem ersten Besuch auf SCHMETZER 23, dass sich die Hindernisse anfangs noch leicht mit einem Schritt übersteigen ließen, später konnte man dank der etwas geringeren Schwerkraft noch darüber springen oder klettern. Je mehr man sich aber dem Pol näherte, desto höher ragten die rätselhaften Zeichen empor, sodass man sich entschließen musste, entweder auf ihren Oberflächen entlangzulaufen und dann, wenn sie irgendwo endeten, in die dazwischen befindlichen Senken hinabzuspringen oder direkt unten weiterzugehen.

Kein Signal, keine Ortung, keine direkte Beobachtung verriet ihnen, wo sich die überlebenden Kridan befanden. Anhand der Spuren ließ sich sagen, dass es sich nur um eine kleine Gruppe handeln konnte. Wahrscheinlich vier Kridan. Von denen sie nichts wussten, keine Ahnung hatten, wie etwa ihre Bewaffnung aussah.

Unmittelbar über der nun verschlossenen Polöffnung hatten sie jegliche Spur verloren.

»Es ist ihnen gelungen, ins Innere vorzudringen«, sagte Dana, die während der stundenlangen Suche genau dies befürchtet und erwartet hatte. Sie wies der L-2 einen Landeplatz in unmittelbarer Polnähe an und verteilte die Aufgaben.

»Bruder William, Jefferson und ich werden durch den Polschacht in die Hohlwelt fliegen«, sagte sie. »Gute Gelegenheit die neuen, speziell auch für den Einsatz innerhalb einer Atmosphäre konstruierten Raumanzüge einem Praxistest zu unterziehen.« Das war einer der Gründe, weshalb sie den Leitenden Ingenieur mitnahm. »Jefferson wird während unseres Einstiegs in die Hohlwelt am Schachtrand einige Funkverstärker anbringen. Sie erinnern sich, dass wir beim ersten Mal Probleme hatten, den Funkverkehr nach außen aufrecht zu erhalten. Das soll uns diesmal nicht mehr passieren …« Vor allem wollte Dana verhindern, dass sie nichts von dem erfuhr, was sich während ihrer Abwesenheit möglicherweise ereignen könnte.

Das führte sie jedoch nicht näher aus. Die Marines und der Rest der Besatzung der L-2 blieben an der Oberfläche zurück, um in Zusammenarbeit mit der STERNENFAUST im Orbit und den Leuten der L-1 den Planeten von außen zu sichern, so gut man das mit den Möglichkeiten eines einzelnen Leichten Kreuzers überhaupt vermochte. Da der Eingangsschacht ins Innere des Planeten einen neuralgischen Punkt bildete, war die Aufteilung der Bodenmannschaft zwischen dem Ort, wo der Kridan-Kreuzer niedergegangen war und dem Pol zwingend erforderlich.

»Entschuldigen Sie, Ma'am«, schaltete sich Takashi in den Funkverkehr ein. »Aber ich finde, einige der Marines sollten Sie nach innen begleiten …«

Es ist, als höre ich Olafsson sprechen, dachte Dana grinsend. Laut sagte sie: »Wir rufen Sie, wenn wir Ihre Hilfe brauchen, Corporal.«

*

Später

An Bord des kleinen Schnellschiffs TROCEI gab es ein unerwartetes Wiedersehen zwischen Wrugal, Sungur und Mrandil. Letztere war nach den dramatischen Ereignissen, die zur Vernichtung der alten LUCCRA geführt hatten, befördert worden und hatte ihr eigenes Kommando über das schnelle Luftschiff erhalten. Während Sungur vom Schiffsjungen zum Maat aufgestiegen war und seitdem auf der LUCCRA II seinen Dienst versah, hatten sie sich nur noch selten getroffen. Umso größer die Freude, mit Wrugal auch noch einen weiteren Bekannten wiederzusehen.

Die TROCEI war so konstruiert, große Entfernungen in kürzester Zeit zurückzulegen. Sie diente der Aufklärung und war aus Gewichtsgründen kaum bewaffnet. Den größten Platz nahmen gewaltige gasbetriebene Turbinen ein, die auch ein Schiff von vielfacher Größe bequem vorwärts gebracht und auf Kurs gehalten hätten. Viele sinnvolle technische Neuerungen steckten in diesem Schiff, sodass es mit einem Bruchteil der sonst üblichen Besatzung auskam. Schließlich bedeutete jedes zusätzliche Gewicht einen Verlust an Geschwindigkeit und Fahrleistung.

Es war kein Zufall, dass sie sich plötzlich wiedervereint fanden. Jeder von ihnen war von Prinz Kuchta oder seinen Leuten mit den geheimnisvollen Leichen konfrontiert worden. Und jetzt hatte der von Prinz Kuchta protegierte Wissenschaftler Schribbur aus seinem Lager nahe Rarals Sog gemeldet, dass erneut fremde Wesen aus der unbekannten, geheimnisvollen Sphäre, die sich außerhalb ihrer Welt erstreckte, den Weg in ihre Welt gefunden hatten.

Gemeinsam waren sie einst schon einmal Fremden begegnet. Es lag also nahe, dass Sungur und Mrandil den Befehl erhalten hatten, sie als Erste in Schribburs Lager in Augenschein zu nehmen und umgehend Bericht zu erstatten.

Die Tatsache, dass der Prinz auch Wrugal gebeten hatte, sie auf ihrer Fahrt zu begleiten, lag aber nicht allein in der Tatsache begründet, dass der ehemalige Telegraphenmeister ebenfalls seinerzeit Erfahrungen mit den Fremden sammeln konnte. Seine Kenntnisse mit der neuen Technik der Funktelegraphie sollten sie bei ihrer Aufgabe unterstützen. Das nagelneue Gerät in Schribburs Lager arbeitete fehlerhaft. Oft waren seine Funksprüche nur verstümmelt in Kraydorr angekommen, weshalb die TROCEI ein verbessertes und leistungsfähigeres

Ersatzgerät mit sich führte – und einen Fachmann, der in der Lage war, die kleine Mannschaft in Schribburs Lager in die Feinheiten der neuen Technik einzuweisen …

*

Vorher

William war als Erster aus dem Polschacht herausgeschossen und hatte Frost und Jefferson schon wenig später von seiner Entdeckung berichtet.

»Das Lager befindet sich direkt unter mir auf einem Hochplateau«, sagte er. »Es muss sich nach meinen Messungen in einem Gebiet befinden, wo die Anziehungskraft durch die Rotation des Planeten gerade wirksam wird. Hätte ich den Polschacht wie beim ersten Mal in einer natürlichen Parabel verlassen, wäre ich viel höher darüber hinweggeflogen und hätte es kaum entdeckt.«

»Ich sehe Sie«, antwortete Dana, die sich tatsächlich einige Kilometer höher befand oder, je nach Standpunkt, tiefer im Inneren der Hohlwelt, etwas näher zur kleinen, energiereichen Zentralsonne, die von den Bewohnern Raral genannt und von vielen als Gottheit verehrt wurde. Wenn sie ihre Augen zusammenkniff, konnte sie schräg unterhalb des winzigen Punktes, von dem sie wusste, dass es sich um Bruder William handelte, eine kaum noch auszumachende Anordnung von flachen, schneebedeckten Gebäuden erkennen. Bestenfalls Baracken, auf die man nur wegen der dünnen Rauchfahnen aufmerksam wurde, die aus den Kaminen quollen.

»Jefferson …«, rief sie in ihr Funkgerät.

»Ja, Ma'am«, meldete sich der Ingenieur.

Zeitgleich sah Dana aus den Augenwinkeln ein kurzes Blitzen, das vom Feuerstoß des verbesserten Flugtornisters herrührte. Mit Hilfe der Raketentreibsätze ihrer Raumanzüge und der weitgehenden aerodynamischen Materialien und Form waren sie in der Lage auch innerhalb der Lufthülle eines Planeten, einige tausend Kilometer mit sehr hoher Geschwindigkeit zurücklegen zu können. Dabei dienten die Raketen nur als Antrieb, in der Luft gehalten wurden sie von Antigrav-Geräten.

Alles, was sie mit sich führten, war unter den Gesichtspunkten von Gewicht und Passform an die neuen Raumanzüge angepasst worden und verbarg sich in Vertiefungen und Taschen, die man von außen noch nicht einmal erahnen konnte, da sie fugenlos in die glatte, windschlüpfrige Oberfläche eingearbeitet worden waren.

Selbst die Hochleistungs-Nadler, die Dana und Jefferson als Bewaffnung mit sich führten, waren schmaler und leichter als die herkömmlichen Modelle und saßen verborgen in den Beintaschen. Nur bei Berührung der Öffnungssensoren mit dem gleichen Material, also

den Handschuhen desselben Anzugs, öffneten sich die Taschen des Raumanzugs.

»Erste Station ist das Lager, das Bruder William entdeckt hat«, sagte Dana und steuerte in einer eleganten Kurve das Hochplateau an. Schon bald sah sie ein paar dick vermummte, heftig gestikulierende Gestalten neben den Baracken, die sie aufmerksam beobachteten.

*

Später

Als die TROCEI am Haltemast von Schribburs Lager anlegte, dort und mit ihren Leinen zusätzlich am Boden vertäut wurde, war die Überraschung groß, dass sich die erwarteten Fremden zumindest teilweise als alte Bekannte entpuppten. Es war dem graupelzigen, knorrigen, alten Wissenschaftler anzusehen, dass er sich angesichts der freundlichen Begrüßung unwohl fühlte.

Kommt sich der alte Eigenbrötler ausgeschlossen vor?, überlegte Mrandil, nachdem sie sich begrüßt und in einer Baracke hingesetzt hatten.

»Wir haben einen neuen Funktelegraphen dabei«, sagte sie zu Schribbur, der seit einiger Zeit stumm bei ihnen saß und offensichtlich nicht am Gespräch teilnehmen wollte. Sie nickte Wrugal zu, der verstand und sich erhob.

»Kommen Sie«, sagte der alte Telegraphenmeister, »ich hole das Gerät und dann zeige ich Ihnen, wie es funktioniert.«

»Hoffentlich ist es besser, als das alte …«, brummelte Schribbur und erhob sich ebenfalls.

»Das ist seit langem der erste Satz, den ich von ihm gehört habe«, sagte Dana, als die beiden die Baracke verlassen hatten. »Er hat, seit wir ihn hier angetroffen hatten, kaum ein Wort zu uns gesprochen …«

»Man nennt ihn nicht von ungefähr, Schribbur, den Verrückten«, warf Sungur ein.

»Ich glaube, das hat nichts mit euch zu tun«, fügte Mrandil noch hinzu. »Seine drei Gehilfen behandelt er auch nicht besser. Im Grunde erwartet er von allen, dass sie ihn verstehen und zwar ohne, dass er ein Wort sagt.« Sie lachte leise.

»Ich hatte den Eindruck, jedes Mal, wenn wir zu einem unserer Kurzstreckenerkundungsflüge aufbrachen«, sagte Bruder William, »dann war er einerseits froh, uns für eine Zeitlang los zu sein, andererseits aber war es ihm überhaupt nicht recht …«

»Wir hätten ja einfach verschwinden können«, ergänzte Jefferson.

»Sind wir natürlich nicht, nachdem er uns schon kurz nach unserer Ankunft miteilte, dass der Kaiser ein Schiff losgeschickt habe, dass uns abholen und in die Hauptstadt bringen soll«, sagte Dana.

»Äh … nicht der Kaiser, jedenfalls nicht ganz«, erwiderte Sungur. »Der Befehl kam von Prinz Kuchta, dem jüngeren Bruder von Kaiser

Rrouh IV.«

Das Gespräch begann, sich um andere Themen zu drehen, und die Zeit verging so rasch, dass es Dana vorkam, als wären nur einige Minuten statt einiger Stunden Standardzeit vergangen, bis sich die Tür der Baracke wieder öffnete und Wrugal mit raschen Schritten eintrat. Sein Gesicht war ernst. Augenblicklich unterbrach Sungur die Schilderung seiner Erlebnisse mit Admiral Schirrban, der sie gerade aufmerksam gelauscht hatten.

»Der Kaiser …« Wrugal stockte, und man sah ihm an, dass es ihm Probleme bereitete, die richtigen Worte zu finden. »Euer Kaiser ist sehr ernsthaft erkrankt und Prinz Kuchta wurde … äh … überraschend zum neuen Kaiser ernannt … Das war das Erste, was wir eben nach der Inbetriebnahme des neuen Funktelegraphen mitgeteilt bekamen.«

»Hätte Kuchta nicht warten können, bis er tot ist«, polterte Sungur los, der sich als Erster gefasst hatte.

»Moment mal«, rief Mrandil, »Prinz Kuchta ist doch gar nicht in der Thronfolge, Rrouh hat doch eine Reihe von erwachsenen Söhnen, die vor ihm …«

»Ich bin zwar im diplomatischen Dienst, aber mit den Feinheiten der Thronfolge bin ich nicht vertraut«, warf Wrugal ein. »Aber vielleicht hat Rrouh ihn ja deshalb ausdrücklich selbst zu seinem Nachfolger bestimmt. Kuchta erzählte mir am Funktelegraphen, dass der alte Kaiser kaum noch Herr seiner selbst gewesen wäre, als er …«

»Der Prinz hat persönlich mit dieser Außenstelle gesprochen?«, fragte Dana erstaunt.

»Nein, nein«, wehrte Wrugal ab. »Ich meinte meinen Kollegen Kuchta. Kuchta, der kaiserliche Telegraphenmeister. Er und der Prinz tragen den gleichen Namen.«

»Und der Prinz ist mittlerweile kein Prinz mehr, sondern unser aller Kaiser«, ertönte es in diesem Moment von der Tür der Baracke, durch die ein kalter Wind ins Innere fegte. »Und seine allergnädigste Majestät Kaiser Kuchta hat gerade eben tatsächlich persönlich mit mir gesprochen«, sagte Schribbur. Jeder konnte sehen, wie die Bedeutung ihn durchflutete.

Jetzt wächst er mindestens einen halben Meter …. dachte Dana.

»Und seine kaiserliche Majestät hat mir genaue Anweisungen gegeben …« Mit diesen Worten winkte Schribbur nach draußen. Seine drei Helfer betraten die Baracke. Jeder von ihnen hielt ein schweres automatisches Gewehr in der Hand und auch Schribbur zielte auf einmal mit einer Pistole direkt auf Dana.

»Das ist sehr dumm«, sagte Wrugal. »Sie sind unsere Gäste …«

»Das bleiben sie auch«, antwortete Schribbur. »Ihnen geschieht nichts. Der Kaiser verlangt nur ein paar Sicherheitsmaßnahmen …«

Dana schielte in die Ecke der Baracke, wo sie ihre Raumanzüge und Helme abgelegt hatten. Dort befanden sich ihre Ausrüstung und ihre Waffen. Lediglich einer der Translatoren stand vor ihnen auf dem Tisch. Der Rest lag nur wenige Meter entfernt und doch viel zu weit

weg, um Schribbur und seinen Männern nicht unendlich viel Zeit zu geben, sie alle zu erschießen, bevor sie nur in die Nähe kämen …

In diesem Augenblick stand Mrandil langsam auf und ging auf Schribbur zu.

»Stehen bleiben!«, fauchte der Wissenschaftler und seine Pistole schwenkte zu ihr.

Unbeeindruckt ging Mrandil weiter. »Das wagen Sie nicht«, zischte sie. »Sie werden nicht auf eine Offizierin der kaiserlichen Luftflotte schießen …«

»Ich habe weit gehende Vollmachten«, kreischte Schribbur.

»Dann tun Sie es doch«, erwiderte Mrandil kühl. »Aber überlegen Sie sich gut, wer dann die TROCEI lenkt.« Sie hielt plötzlich den Lauf der Pistole umklammert und bog die Mündung nach oben.

»Lassen Sie die Waffe los«, schrie der Wissenschaftler.

Entsetzt sah Dana, wie sich Schribburs Finger am Abzug krümmte. Das Entsetzen durchflutete sie nicht wegen des Pistolenschusses, der irgendwo die Decke der Baracke durchschlagen würde, sondern weil die Gehilfen des Wissenschaftlers weiterhin ihre Gewehre auf sie, William und Jefferson gerichtet hielten. Ein Schuss als unwillkürliche Aufforderung weitere Schüsse abzugeben … Das kannte sie nur zu gut. Schribburs Finger zog durch – und ein trockenes Klicken erklang.

Mrandils katzenartiges Gesicht verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Los, schießt doch!«, rief sie jetzt den Gehilfen des Wissenschaftlers zu.

Weiteres Klicken ertönte. Schon beim ersten Laut hatten sich Jefferson, Dana und Sungur blitzartig erhoben. In Sekundenbruchteilen fielen sie über den Wissenschaftler und seine Männer her, und nur wenige Minuten später saßen alle vier gefesselt in einer Ecke.

»Na, so was«, sagte Dana noch keuchend vom kurzen Handgemenge.

»Mir ist schon kurz nach unserer Landung aufgefallen, dass Schribbur für einen Wissenschaftler, der in der abgelegensten Einöde haust, über ein erstaunlich gutes Waffenarsenal verfügt«, erklärte Mrandil. »Da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, ein bisschen aufzuräumen. Schließlich lässt man keine geladenen Gewehre und Pistolen einfach so herumliegen … oder?«

*

Bis zum Zeitpunkt des Gerangels mit Schribbur und seinen Leuten war das Gespräch mit Wrugal, Sungur, Mrandil äußerst aufschlussreich gewesen. Insbesondere die Schilderung der fremdartigen, verstümmelten Leichen, die ihnen gezeigt worden waren, hatten Dana, Bruder William und Jefferson aufhorchen lassen.

Wie würdest du als Überlebende handeln?, überlegte Dana. »Was würden Sie tun, wenn Sie einer der überlebenden Kridan wären?«, fragte sie Bruder William.

»Nun«, antwortete der Christophorer ohne sein sonst übliches

Zögern, »ich würde versuchen, bis ins Zentrum der Macht vorzudringen. Weil dort meine Chancen, etwas zu meiner Rettung unternehmen zu können, am größten sind.« Er stockte doch einen Moment und fügte schließlich hinzu: »Aber dort ist es natürlich auch am gefährlichsten.«

Genau …. dachte Dana. *Vielleicht besteht ja doch eine reelle Chance, unseren Auftrag zu erfüllen* … »Und was, wenn es ihm gelungen ist, uns festzusetzen?«

»Sie meinen, wenn es ihm gelungen *wäre*, uns gefangen zu nehmen, Ma'am …«, warf Jefferson ein.

Dana Frost schüttelte verneinend den Kopf. »Ich habe mich präzise ausgedrückt, Lieutenant«, erwiderte sie. »Was meinen Sie, Bruder William … und Sie Wrugal?«

»Ich bin zu strikter Neutralität verpflichtet«, antwortete Wrugal durch den Translator. »Andererseits habe ich meinen Diplomaten-Eid auf Kaiser Rrouh IV. geleistet und hatte noch keine Gelegenheit, ihn gegenüber diesem … diesem Emporkömmling abzulegen.« Der ehemalige Telegraphenmeister überlegte kurz. »Ich werde euch so weit unterstützen, wie es mir möglich ist, ohne die Interessen meines Volkes zu verraten …«

Dana nickte. Mehr konnte sie von Wrugal nicht erwarten. Sie verstand, dass er in seiner Position zwischen den Stühlen saß.

Sungur bewachte die Gefangenen, konnte also an der Debatte nicht teilnehmen. Schon vor Stunden hatten sie Schribbur knebeln müssen.

»Ich denke, das Risiko ist überschaubar«, antwortete Bruder William und lächelte.

Dana freute sich, dass auch er sie verstanden hatte, stimmte ihm aber insgeheim nicht ganz bei. Es würde – wenn sie sich darauf einließen – ein höchst gefährliches Spiel werden. Sie wusste aus eigener, leidvoller Erfahrung, dass man schnell dazu neigte, technologisch unterlegenere Gegner zu unterschätzen. Die Stunden, die sie selbst einmal vor langer Zeit zwischen Leben und Tod befunden hatte, weil sie von der Kugel eines primitiv anmutenden Steinschlossgewehrs getroffen worden war, würde sie ihr ganzes Leben lang nie wieder vergessen. Das verformte Projektil hing ihr seitdem an einer Kette um den Hals, berührte Tag und Nacht ihre Haut und sorgte dafür, dass sie sich immer daran erinnerte.

Andererseits würden sie auf diese Weise schneller ins Zentrum der Macht und damit vielleicht auch der Wahrheit vorstoßen. Es gab in ihrem Beruf immer Risiken, die unüberschaubar blieben, die sich trotz gründlicher Planung und noch gründlicheren Nachdenkens nicht vermeiden ließen.

»Bruder William, Sie sollten sich mal mit Schribbur unterhalten«, schlug Dana vor und nickte dem Christophorer zu. »Vielleicht können Sie ihn davon überzeugen, dass er als Wissenschaftler besser damit fährt, wenn er uns unterstützt.«

»Äh …«, sagte William und blickte verlegen zur Seite, »glauben Sie

nicht, dass Sie mir da ein bisschen viel zutrauen. Zu viel, meine ich …«

»Keineswegs, Bruder William«, erwiderte Dana. »Wenn einer von uns dreien es schafft, den verrückten Schribbur ›umzudrehen‹, dann Sie. Sie können sich am besten in den Kopf eines Kress hineindenken. Wenn einer den Wissenschaftler zur Vernunft bringen kann, dann Sie!«

Allmählich begann es auch Jefferson zu dämmern, was Dana vorhatte.

»Soll ich nicht lieber Corporal Takashi Bescheid geben …«, wandte er ein.

»Nein, keinesfalls, Lieutenant«, sagte sie, »lassen Sie die Finger vom Funk. Wir wollen die Hohlwelt schließlich nicht erobern. Unsere Nadler und sonstigen Gimmicks halte ich für den Ernstfall durchaus für ausreichend. Takashi und seine Männer werden nur im Notfall gerufen. So war es vereinbart.«

Jefferson nickte. »Okay, Ma'am, ich bin dabei.« Mit diesen Worten streckte er seine Hände vor, als solle er Handschellen angelegt bekommen. Dana und William grinsten …

*

Der Rote Salon war zum Gefängnis geworden.

Rrouh IV. durfte das Zimmer nur in Begleitung verlassen. Ständig war er von einigen Dutzend Offizieren seiner ehemaligen Leibwache umgeben, die sich in regelmäßigen Abständen abwechselten. Niemand durfte zu ihm, noch nicht einmal seine Frauen oder seine derzeitige Favoritin, von seinen Kindern oder Enkeln ganz zu schweigen. Letztere hatte Kuchta kurz vor dem Putsch unter dem Vorwand einer Jagdpartie aus der Hauptstadt gelockt und in einem der kaiserlichen Landschlösser festsetzen lassen. Dort wurden sie ähnlich scharf bewacht, wie der abgesetzte Kaiser selbst.

Rrouhs Gespielinnen dagegen waren von Kuchta in ein Luftschiff verfrachtet worden, das jetzt in eine Zone der Randständigen unterwegs war, in der noch nicht einmal Rebellen lebten. Diese Region befand sich fast auf der gegenüberliegenden Seite des Imperiums.

Unwillkürlich blickte der neue Kaiser Kuchta nach oben. Auf einer seiner früheren Expeditionen hatte der Prinz die Insel selbst entdeckt und schon damals war ihm auf einen Blick klar geworden: Ein perfekteres Gefängnis gab es nicht. Ringsum Steilküste, umgeben von einer völlig unberechenbaren See mit tückischen Strömungen war das unbewohnte Eiland vom Meer aus nicht zu erreichen. Nur durch die Luft. Es gab reichlich Süßwasser, da es fast ständig regnete. Ein wahrhaft idyllisches Plätzchen für all diejenigen, die er dauerhaft aus dem Weg haben wollte, ohne sie direkt umzubringen. Schließlich konnte er nicht vorhersehen, ob er irgendwann einmal die eine oder andere brauchen sollte. Dann konnte er sie ja holen lassen.

Es gab noch einen weiteren Grund, warum Kuchta nicht kurzen

Prozess mit der Familie seines Bruders gemacht hatte. Einige der Prinzen und Prinzessinnen waren bei der Bevölkerung ziemlich beliebt. Ein Mord war immer endgültig und nicht mehr rückgängig zu machen. Eine Verbannung oder ein Exil würde zweifellos auch Unmut auslösen, aber kaum in dem Maße, wie es nach einer finalen Lösung zu erwarten wäre.

Mit der nächsten Fuhre würden die Nachkommen Rrouhs ihren Müttern auf die Insel folgen.

Als Kuchta in den Roten Salon stürmte, sah er seinen Bruder in der Mitte des Zimmers auf dem Boden hocken. Rings um ihn herum hatte er ganze Batterien von leeren Bechern, Tassen und kleinen Gefäßen aufgebaut, die er in bizarren Zügen über den Teppich schob. Kopfschüttelnd beobachtete der neue Kaiser seinen Vorgänger und versuchte, einen Sinn hinter diesem merkwürdigen Verhalten zu entdecken.

Sanft tippte Rrouh IV. an das Bein eines Wachoffiziers, der vorsichtig einen Schritt zur Seite wich. Mit dankbarem Nicken zeigte der ehemalige Kaiser, dass er nun Platz hatte, einen vergoldeten Becher genau dahin zu schieben, wo sich vorher der Fuß des Offiziers befunden hatte.

Rrouh schnippte leicht mit einer Kralle gegen das leere Gefäß, das mit einem leisen »Pling« antwortete. Sein entrückt wirkendes Gesicht verzog sich zu einem leichten Lächeln. Die Anwesenheit der Wachsoldaten schien ihn nicht weiter zu stören. Die Ankunft seines jüngeren Bruders hatte er mit keinerlei Reaktion quittiert. Hatte er ihn überhaupt nicht wahrgenommen oder ignorierte er den Putschisten?

Und da haben die Leute immer gesagt, Schribbur sei verrückt, dachte Kuchta beim Anblick des verworrenen Spiels auf dem Teppich des Roten Salons, dessen Regeln wohl nur Rrouh selbst bekannt waren.

»Wenn auch nur ein Wort von seinem Zustand nach außen dringt«, schnarrte der neue Kaiser, »dann stelle ich jeden Einzelnen von euch vors Exekutionskommando …«

Er sah sich mit durchdringendem Blick um und fixierte jeden Einzelnen der Wachmannschaft. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und verließ den Roten Salon. Die Wirkung der geheimnisvollen, willenslähmenden Droge schien nicht so schnell nachzulassen.

Umso besser, dachte Kuchta fröhlich. *In diesem Zustand traut ihm kein vernunftbegabtes Wesen zu, jemals wieder die Staatsgeschäfte lenken zu können. Alle – selbst diejenigen, die ihm am treuesten ergeben sind – werden einsehen, dass die »freiwillige« Übertragung der Kaiserwürde auf mich notwendig und vernünftig war …*

Kuchta beglückwünschte sich zu dem Einfall, die Wachoffiziere auf Diskretion und Verschwiegenheit einzuschwören. Umso sicherer konnte er davon ausgehen, dass sich der bedauernswerte Zustand Rrouhs herumsprechen würde.

Vor seinem Arbeitszimmer wartete Mrallargal, der neue Chef der Geheimpolizei, auf ihn, um Bericht zu erstatten. Als Kuchta den Raum

aufschloss, entdeckte er, dass noch jemand auf ihn gewartet hatte, den er, verdeckt von Mrallargal, zuerst gar nicht wahrgenommen hatte. Misstrauen flammte in ihm hoch, als er seinen Namensvetter erkannte, den kaiserlichen Telegraphenmeister Kuchta.

Wenn erst einmal alle wichtigen Dinge erledigt sind, dachte er, *dann verbiete ich, dass noch jemand neben mir meinen Namen trägt. Alle die Kuchta heißen, müssen sich dann umbenennen lassen …*

Es war allerdings nicht nur die Namensgleichheit, die ihn störte. Es war in erster Linie das Wissen um die Loyalität, die der alte Kuchta gegenüber dem alten Kaiser an den Tag gelegt hatte.

Kann mir der alte Mann wirklich gefährlich werden?, fragte sich der neue Kaiser. *Und selbst wenn, es ist unmöglich, auf einen Schlag all diejenigen in Administration und Verwaltung loszuwerden, die vielleicht unzuverlässig sind. Selbst in der Truppe ist das nicht möglich. Würde ich jetzt schon anfangen, hier eine gründliche Säuberung vorzunehmen, dann bricht alles zusammen. Es gibt einfach nicht genug Leute, denen ich vertrauen kann und die in der Lage sind, von heute auf morgen die vielfältigen Aufgaben eines funktionierenden Staates zu übernehmen. Ich muss so lange mit Leuten wie ihm auskommen, wie es keinen Ersatz für ihn gibt.*

Mit einer herrischen Handbewegung bat er beide in den großen, prächtigen Arbeitsraum.

Der Telegraphenmeister und Mrallargal blieben in der Mitte des Saales stehen, während der Kaiser hinter einem leicht erhöht stehenden, wuchtigen Schreibtisch Platz nahm.

»Sie zuerst …«, sagte der Herrscher und deutete mit einer ausgestreckten Kralle in die Richtung seines Namensvetters.

Kuchta verbeugte sich. »Ihre Majestät erlauben …«

Das war nur eine rhetorische Formel. Der Telegraphenmeister wartete die Erlaubnis gar nicht erst ab, sondern trat sofort bis an den Rand des Podests, auf dem der Schreibtisch stand. Mit einer schwungvollen Geste legte er ein eng beschriebenes Stück Papier auf die vordere Kante des Tisches.

»Das kam vor etwa fünfzehn Takten von der TROCEI, Majestät«, erläuterte er. »Ich habe den FT-Spruch sofort entschlüsselt und denke, das wird Ihre Majestät interessieren …«

Wieder beugte der Telegraphenmeister sein Haupt und ging, ohne sich umzudrehen, rückwärts bis zur Hallenmitte zurück.

Der Kaiser überflog die Nachricht und räusperte sich. »Das ist in der Tat bemerkenswert. Warum kam die Nachricht als FT-Spruch?«

»Direkter Sprechverkehr von der TROCEI ist momentan unmöglich, Majestät«, antwortete Kuchta, »atmosphärische Störungen …«

»Aber sie befindet sich auf dem Rückweg. Wann wird sie in Kraydorr eintreffen?«

»Schon bald, wenn die Winde gut stehen, Eure Majestät …«

»Sehr gut. Sie können gehen.«

Der Kaiser winkte mit beiden Armen. Mit dem linken wedelte er Kuchta zu und bedeutete ihm damit zu verschwinden. Mit dem rechten

Arm befahl er den Chef der Geheimpolizei näher zu sich heran. Kaum hatte der Telegraphenmeister den Raum verlassen, reichte der Kaiser das Papier Kuchtas weiter.

»Wir brauchen nur noch einige Rutans, um Schirrban aufzuspüren, Majestät«, sagte Mrallargal und gab dem Kaiser mit einem Nicken das Schreiben zurück.

»Was macht dich da so sicher?«,knurrte Kuchta.

Er und der Chef der Geheimpolizei befanden sich alleine in dem Arbeitszimmer, weshalb er ihn duzte. Schließlich kannten sie sich schon seit der gemeinsamen Ausbildung auf der kaiserlichen Kadettenakademie. Damals waren sie beide noch halbwüchsig und jung gewesen. Das schweißte zusammen.

»Wir wissen, wo er sich bis vor kurzem aufgehalten hat, das heißt, die Schlinge zieht sich unerbittlich zu«, antwortete Mrallargal.

»Rede!«, verlangte Kuchta. »Wie hast du das rausbekommen …«

»Es ist den beiden Agenten, die beim misslungenen Überfall auf den Admiral gefangen genommen wurden, gelungen zu entkommen«, antwortete Mrallargal. »Natürlich sind sie direkt zu mir gekommen.«

»Und? Wo steckt er?«

»Er war oder ist vielleicht sogar noch in der Zzarrbatt-Kaserne, Majestät.«

»Was? Das ist doch eine Ruschtu-Kavallerie-Einheit?«, erwiderte Kuchta erstaunt.

»Ja. Er dachte wohl, es sei besonders schlau, sich bei einem Teil der Truppe zu verstecken, mit der ihn niemand in Verbindung bringen würde. Schließlich hatte er zeitlebens mit Dampfwagen- oder Luftschiffeinheiten zu tun. So etwas Altmodisches wie ein berittenes Regiment schien überhaupt nicht zu ihm zu passen …«

»Gut, sehr gut«, sagte der Kaiser. »Die Zzarrbatt-Kaserne liegt, wenn ich mich richtig erinnere, mitten in der Steppe und ein gutes Stück von Kraydorr entfernt. Beeile dich und sorge dafür, dass Schirrban nicht wieder in die Hauptstadt zurückkommt.«

»Schon veranlasst, Majestät. Meine Leute sind schon mit Luftschiffen unterwegs. An den Kommandanten der Kaserne ging der Befehl, dass niemand die Kaserne betreten oder verlassen darf. Das weitläufige, flache Gelände ist sehr übersichtlich. Er hat keine Chance, sich lange zu verstecken … Falls sich der Admiral noch – unter falschem Namen – in der Kaserne befindet, kommt er nicht mehr raus. Und falls ihn die Flucht der beiden Agenten bereits alarmiert und dazu bewogen hat, die Kaserne zu verlassen, dann schafft er es nicht weit. Schließlich verfügt Zzarrbatt traditionell nur über ein Fortbewegungsmittel, nämlich einen Haufen lahmer Ruschtus. Mit anderen Worten, wir kriegen ihn. Aber …«

»Ja, was?«

»Ich bitte um Erlaubnis, auch persönlich an der Jagd auf Schirrban teilnehmen zu dürfen, Majestät …«, sagte der Chef des Geheimdienstes.

»Verstehe. Du hast das dringende Bedürfnis, Versäumtes nachzuholen …«

»So ist es, Majestät.«

»Dann will ich dich nicht länger aufhalten.«

*

Shonanga, die Geheimnisvolle, ließ sich durch den Park tragen. Die Disziplin, die sie ihrer Leibgarde eingedrillt hatte, begann Wirkung zu zeigen. Endlich sprachen sie sich auch untereinander nicht mehr mit ihren alten Namen an. Ein seltsamer, leiser Laut erklang tief in ihrer Kehle. Nur die Träger der Sänfte konnten ihn hören, aber sie würden nie verstehen, dass Shonanga kaum hörbar vor sich hin lachte.

Vor allem hatte sie ihnen abgewöhnt, den Namen ihrer alten Gemeinschaft auszusprechen. Obwohl dieser Name, wie man ihr stolz berichtet hatte, für Angst und Schrecken im Imperium sorgte.

»Wenn ihr wirklich etwas verändern wollt«, hatte sie ihnen eingeschärft, »dann müsst ihr euch ins Zentrum der Macht begeben. Angriffe von außen gegen Grenzregionen dauern viel zu lange, um einen so starken Gegner wie das Imperium nachhaltig zu beeindrucken. Geht mit mir, folgt mir bis zum Herzen des Feindes. Dann werden wir sehr schnell erfolgreich sein …«

Es hatten sich mehr Freiwillige gemeldet, als sie gebrauchen konnte. Deshalb hatte sie sie alle einer harten Auswahlprozedur und zahlreichen Tests unterworfen. Zum Schluss wusste sie, dass sie sich auf diejenigen, die alle Prüfungen bestanden hatten, unbedingt verlassen konnte. Getarnt als Handelskarawane waren sie schließlich nach Kraydorr gekommen.

Aber die Erinnerung schmerzte auch. Sie hatten die Katastrophe zu viert überlebt, hatten mit Hilfe dieses Wissenschaftlers den Eingang in die Hohlwelt gefunden. Doch anschließend waren ihre drei Kameraden an einer plötzlichen Krankheit auf so grausame Weise gestorben, dass es sie noch immer schüttelte, wenn sie sich daran erinnerte.

Sie hatte mit ihrem kleinen Diagnose-Scanner schnell herausgefunden, dass ein heimtückischer, einheimischer Virus für die tödliche Infektion verantwortlich war. In ihrem Notfallgepäck befanden sich sogar einige Substanzen, aus denen sie ein Gegenmittel herstellen konnte, das gegen die Attacken dieser Viren immunisierte – doch nicht für immer und der Vorrat der Grundsubstanzen war eng begrenzt. Ihren Kameraden hatte sie nichts von ihrer Entdeckung gesagt. Sobald die Krankheit ausgebrochen war, musste ein Vielfaches der vorbeugenden Dosis eingesetzt werden …

Das Ende war schrecklich gewesen. Der einzige Trost für den ersten Toten bestand in der Tatsache, dass er von seinem eigenen Ende überrascht worden war und nicht wusste, was ihn erwartete. Auf die beiden anderen Kranken, die sein Sterben beobachten mussten, traf das

nicht mehr zu. Der Virus wandelte einen Teil der körpereigenen Stoffe in andere Verbindungen um, die sich schließlich selbst entzündeten. Stück für Stück, mit quälenden Pausen dazwischen, verbrannten die Kranken von innen heraus.

Der Wissenschaftler, der ihnen den Eingang in die Hohlwelt gezeigt hatte, floh als Erster aus seinem eigenen, kleinen Lager, das er sich in einer Grenzregion inmitten einer bergigen Eiswüste eingerichtet hatte. Er ertrug das Leid der Sterbenden nicht mehr. Sie hatte ihn seitdem nicht mehr gesehen. Später, als alle ihre Begleiter tot waren, verließ auch sie das Lager. Sie hatte Glück und traf kurz darauf jene tief gläubige Rebellengruppe, die sich Schtukuhl nannte.

Von Schribbur hatte Shonanga genug über die Welt erfahren, in die es sie verschlagen hatte. Sie wusste, dass es sich bei den Schtukuhl um gefürchtete Rebellen handelte. Es kam ihr sehr entgegen, dass diese Randständigen äußerst religiös waren. Auch wenn ihr Glaube primitiv sein mochte, bestärkte sie die Rebellen darin. Der Weg einer religiösen Umerziehung zum wahren Glauben erschien Shonanga zu umständlich und lang. Diese Zeit hatte sie nicht.

Sie musste bis ins Zentrum der Macht, und genau dort war sie jetzt angelangt. Genauer gesagt, das derzeitige Zentrum der Macht kam ihr in dem abgelegenen Park gerade entgegen.

*

Sie hatten die Straßen geräumt und überall dort, wo die Möglichkeit bestand, dass irgendjemand einen Blick auf sie würde werfen können, waren hohe Sichtschutzzäune errichtet worden, die in einer Doppelfunktion auch als Absperrung dienten. Der Weg vom Luftschiffhafen bis in den kaiserlichen Palast wurde in einer Reihe von dampfbetriebenen Wagen zurückgelegt, die auf dem Pflaster entsetzlich ratterten und die Insassen permanent durcheinander rüttelten. Es war schrecklich unbequem, insbesondere im Vergleich zu den gasgefüllten Luftschiffen, die wie sanfte Riesen durch die Atmosphäre der Hohlwelt schwammen.

Man hatte sie gemeinsam in einen Stahlkäfig auf Rädern gesteckt, der direkt in den größten der Dampfwagen geschoben worden war, der sie jetzt zum Kaiserpalast brachte.

Sungur gab den Bewacher. Da Wrugal Diplomatenstatus hatte, wurden sie von ihm ferngehalten. Während Dana Frost und Simon E. Jefferson noch in ihren Raumanzügen steckten, hatte man den Anzug von Bruder William ihren Überwältigern »ausgeliefert«. Derzeit beschäftigte sich Schribbur ausgiebig damit. Alle waren froh, dass der Wissenschaftler eine Beschäftigung gefunden hatte, die ihn voll in Anspruch nahm. Alles, was als Waffe dienen konnte, hatten sie natürlich zuvor aus dem Anzug entfernt.

Auch ihre Helme waren ihren »Gegnern« in die Hände gefallen, sodass die Klimaanlagen in den Anzügen nur unvollkommen

funktionieren konnten. Im Gegensatz zu Bruder William kamen sich Frost und Jefferson mittlerweile vor wie Foliengemüse auf dem Grill, das langsam vor sich hin schmorte.

»Es ist erstaunlich, wie leer es hier ist«, sagte Sungur leise, als die Wagenkolonne das Tor zum Schlosspark durchfahren hatte. »Kuchta muss sämtliche Höflinge aus dem Schloss verbannt haben …«

»Es soll wohl nur ein möglichst kleiner, überschaubarer Kreis etwas von unserer Anwesenheit erfahren«, sagte Dana.

»Was uns nur recht sein kann«, ergänzte Jefferson.

Was es aber für den Kaiser auch leichter macht, später lästige Mitwisser zu beseitigen, dachte Dana, sprach ihre Befürchtung aber nicht aus.

»Umso mehr wird er mit dieser Abschottungsmaßnahme die Gerüchteküche anheizen«, sagte Bruder William und grinste.

Dana nickte. »Das soll nicht unser Problem sein …«, erwiderte sie.

Mit einem Ruck kam die Wagenkolonne zum Stehen.

Wenn sie ihren Hals reckten, konnten die Menschen einen Blick durch das schmale schlitzförmige Fenster nach draußen werfen, das knapp unter der Wagendecke ein wenig Licht ins Innere des Dampfmobils dringen ließ. Auch Sungur, der außerhalb ihres Käfigs stand, musste sich verrenken, um hinausblicken zu können. Da er näher an das Fenster herankam, hatte er aber auch eine bessere Sicht.

»Endlose Debatten zwischen Mrandil und dem Offizier der kaiserlichen Gardisten«, kommentierte er das, was er draußen erkennen konnte. »Ich vermute mal, dass Kuchta nicht da ist, aber zurückerwartet wird und währenddessen ein Kompetenzgerangel stattfindet, wer so lange den Oberbefehl über die Gefangenen bekommt.«

Dana, Jefferson und William sahen nur die dicht gewachsenen Bäume und die von den Blättern verdeckte Andeutung von Mauern, hohen Fensterfronten und wuchtigen Säulen, die zum Kaiserpalast gehörten.

Die Wartezeit in dem stickigen Wagen wurde für die Gefangenen zur nervenzehrenden Geduldsprobe.

»Sollen wir nicht Schluss machen mit dem Spiel …«, knurrte Jefferson. »Die Dinge selbst in die Hand nehmen …«

»Keinesfalls!«, zischte Dana, obwohl ihr anzusehen war, dass auch sie unter der Situation litt. »Wir wiegen diesen Kuchta und seine Leute in Sicherheit. Nur so erfahren wir mehr – vielleicht etwas Brauchbares. Wir können immer noch andere Seiten aufziehen, wenn es die Situation erfordert.«

Bruder William nickte und schwieg, während Jefferson weiter wie ein Tiger in dem Käfig hin und her lief. Er konnte zwar extreme Temperaturen aushalten, aber nur im tiefkalten Bereich. Seine Wärmeempfindlichkeit war genauso wie die normaler Menschen und man sah ihm deutlich an, dass ihm die Hitze auf die Nerven ging …

*

Shonanga hatte den Trägern befohlen, die Sänfte unter dem schattigen Blätterdach einiger Baumriesen abzusetzen. Sie sah durch das vergitterte Fenster, dass sich Kaiser Kuchta ihrem Treffpunkt allein näherte. Seine Leibgarde blieb in Sicht- aber außer Hörweite zurück und auch Shonangas Begleiter hielten ehrfurchtsvoll Abstand.

»Wie haben sich die Dinge entwickelt, Majestät?«, begann die Hohepriesterin des Raral-Kults das Gespräch.

Kuchta hockte sich auf einen Schemel, der direkt neben der Sänfte stand und begann zu berichten. »Die Gefangenen treffen wahrscheinlich zu diesem Zeitpunkt in Kraydorr ein und werden direkt in meinen Palast gebracht, Geheimnisvolle.«

Shonanga erkundigte sich ausführlich über die Art und Weise der Gefangennahme und mit welchen Sicherungsmaßnahmen man sie festhielt. Die Schilderung des metallenen Dampfwagens und des Stahlkäfigs schien sie zufrieden zu stellen.

»Und sie führen keine Waffen mit sich?«, fragte sie.

»Nein, alles, was sie dabei hatten, wurde ihnen abgenommen. Bis auf ihre Kleidung natürlich. Mit den beschlagnahmten Dingen beschäftigt sich derzeit Schribbur, ein Wissenschaftler, dem ich absolut vertraue. Er hat die Öffnung in die Außenwelt entdeckt. Ein genialer Mann …«

»Sagt dem ehrenwerten Schribbur«, entgegnete Shonanga, »dass er mit den beschlagnahmten Gegenständen so schnell wie möglich zu mir kommen soll. Ich will sie unbedingt sehen. Sagt ihm außerdem, dass ich ihm bei vielen dieser Dinge erklären kann, wie sie funktionieren. Dadurch werdet ihr in der Lage sein, für euch brauchbare Geräte nachzubauen …«

Dass es eher Jahrzehnte, als Jahre dauern würde, um Wissenschaftlern der Kress die Grundlagen beizubringen, mit denen sich die Technologie der Fremden verstehen ließ, verschwieg sie wohlweislich.

»Wie geht es Eurem Bruder, Majestät?«, fragte Shonanga.

Kuchtas Miene verzog sich in einer Weise, dass man nicht wusste, ob sie Bedauern oder das reine Gegenteil ausdrückte.

»Er verhält sich wie ein kleines Kind, Geheimnisvolle«, antwortete er. »Die Tropfen, die Ihr mir gegeben habt, haben seine ganze Persönlichkeit beeinflusst. Was sage ich, sie haben sie schrittweise zerstört. Selbst wenn er wollte und es sich ergeben sollte – in dieser Verfassung kann er nicht mehr regieren. Das sehen selbst seine treusten Anhänger.«

»Wie ich Euch vorhergesagt habe, Majestät. Geht jetzt zurück in Euren Palast und …« Ihre Stimme wurde so leise, dass Kuchta gezwungen war, sich ganz nah zu dem Gitter der Sänfte vorzubeugen.

Flüsternd erteilte ihm die Geheimnisvolle ihre Anweisungen …

*

Als Kaiser Kuchta auf seinen prächtig geschmückten Ruschtu stieg und sich von seiner Leibgarde in den nahe gelegenen Palast zurückeskortieren ließ, kam ihm ein Gedanke in den Sinn, der ihm bisher noch nie durch den Kopf gegangen war: Wie sah die Geheimnisvolle eigentlich aus? Woher kam sie? Wer war sie wirklich?

Er hatte sie nun schon so oft gesprochen, aber zu keiner Zeit hatte er ihr echtes Antlitz zu sehen bekommen. Immer war sie von Vorhängen, Schleiern, Gittern von ihm und auch ihren Anhängern getrennt gewesen. Deshalb nannte man sie ja auch »die Geheimnisvolle«, und bis gerade eben hatte er die Verhüllung, die Verschleierung der Hohepriesterin des Raral-Kults auch ohne Fragen akzeptiert.

Als neuer Kaiser jedoch – auch wenn er dieses Amt Shonangas Hilfe und Beratung zu verdanken hatte – empfand er einen Anflug von Verärgerung darüber, dass ihn die Geheimnisvolle im Grund genauso behandelte wie jeden anderen ihrer Anhänger.

Als Kaiser stand ihm, dessen war er sich gewiss, das Recht zu, ihr Geheimnis zu kennen. Kuchta war sich auf einmal sicher, dass er ihre Beziehung zueinander auf eine neue Ebene bringen musste. Ihr Rat war bisher sehr gut und unverzichtbar gewesen. Warum sollten sie sich weiterhin im Geheimen treffen? Und immer nur dann, wenn Shonanga es wollte …

Das würde er ab sofort ändern. Er würde ihr und ihrem Gefolge Platz im kaiserlichen Palast verschaffen, und er würde sie dann zu sich holen und ihren Rat erfragen, wenn er sie brauchte. Und vor allem würde er – wenn er schließlich alleine mit ihr sprach – von ihr verlangen, die alberne Maskerade fallen zu lassen. Mochte sie ihren Anhängern gegenüber weiterhin die Geheimnisvolle spielen. Unter vier Augen wollte er ihr Gesicht sehen, selbst wenn er dazu gezwungen sein würde, ihr gewaltsam den Schleier vom Kopf zu reißen …

Kaiser Kuchta erhob sich aus dem reich verzierten Sattel seines Ruschtus und richtete sich auf. Mit einer herrischen Geste winkte er zwei Ordonanzen zu sich heran, die sich augenblicklich beeilten, an seine Seite zu reiten. Während die krallenbewehrten Füße der Laufvögel mit ihrem typischen Klacken und Scharren über das Pflaster eilten, beugte sich der Kaiser zu den beiden Ordonanzen und erteilte ihnen seine Befehle. Dabei sprach er gerade so laut, dass sie ihn verstehen konnten, der Rest seiner Begleitung aber nichts davon mitbekam.

Die beiden jungen Offiziere nickten. Sie rissen ihre Ruschtus herum und verließen auf der Stelle den kaiserlichen Tross. Nur wenige Schritte ritten sie noch gemeinsam, dann trennten sich auch ihre Wege …

*

Zum Glück hatte ihn der Adjutant des Kommandanten noch rechtzeitig warnen können. Doch jetzt, nachdem es Schirrban und seinen beiden

Begleitern gelungen war, die Kaserne unauffällig zu verlassen, waren sie in den Weiten der Steppe auf sich gestellt.

Die Region war ideal für Manöver der Ruschtu-Kavallerie, da die großen Laufvögel hier in der Ebene mit ihren niedrig wachsendem Gestrüpp und dem sandigen Boden ihre größte Geschwindigkeit entwickeln konnten. Die sanften Senken und kaum mannshohen Hügel boten aber keinerlei echten Sichtschutz. Und wenn es so trocken war – wie derzeit –, verriet zudem eine hoch aufwirbelnde Staubfahne jeden Reiter schon auf weite Entfernung.

Sie waren ein ausgetrocknetes Flussbett entlanggeritten, das zumindest den Vorteil bot, nicht ganz so staubig zu sein, wie die übrige Steppe. Aber auch hier boten sich die drei Reiter dar wie auf einem Präsentierteller.

Zu viel war in den letzten Rutan-Phasen geschehen, als dass sich Schirrban noch irgendwelcher Illusionen hingab.

Die Situation hatte sich grundlegend verändert. Ihm war bewusst, dass es für ihn unter einem Kaiser Kuchta keinen Platz mehr gab.

Kein Wölkchen trübte den Himmel, als das Aufklärungsluftschiff in großer Höhe und mit gedrosseltem Motor über sie hinwegglitt und sie entdeckt wurden. Obwohl sie noch versucht hatten, sich zwischen dem trockenen Gebüsch an der Uferböschung zu verstecken, hatten ihre Verfolger sie mittels ihrer scharfen Fernrohre längst ausgemacht.

»Zu spät«, murmelte Schirrban resigniert, »alles zu spät. Kuchta hat gute Leute. Ich hätte es an seiner Stelle genauso gemacht. Große Höhe, langsame Fahrt, deshalb fast lautlos laufende Motoren, die wir erst viel zu spät hören können …«

»Aber bis sie aus der Höhe heruntergekommen sind, vergeht noch reichlich Zeit«, versuchte Mreschtil, einer seiner beiden Begleiter den Admiral zu beruhigen. »Das können wir doch nutzen!«

Sein Einwand klang beinahe trotzig. Schirrban musste unwillkürlich lächeln, obwohl ihm keineswegs heiter zumute war. Als er im Alter seiner Begleiter gewesen war, hatte auch er sich geweigert, aussichtslos erscheinende Situationen einfach hinzunehmen. Mit einer müden Geste wies er in den Himmel. Mreschtil beschattete seine Augen mit der Hand und starrte zu dem Luftschiff empor, das hoch über ihnen mit langsamen Kreisbewegungen seinen Abstieg begonnen hatte.

Endlich entdeckte Mreschtil, was der Admiral gemeint hatte. Winzige Punkte lösten sich von dem Schiff. Einer nach dem anderen. Einmann-Gleiter, die im Sturzflug zu Boden rauschten. Während das Schiff selber noch mindestens einen ganzen Lauf benötigen würde, um in Bodennähe zu gelangen, konnten die Gleiter in wenigen Takten landen. Ihnen blieben also nur noch einige Atemzüge und Herzschläge, die sie in Freiheit verbringen würden.

Schirrbans Gesichtszüge verhärteten sich. »Ich habe dem neuen Kaiser keine Treue geschworen und ich werde das auch niemals tun.«

»Wir auch nicht«, riefen Mreschtil und Watrusch. »Lieber sterben wir.«

Ein Ruck ging durch den alten Admiral. Die Treue seiner Begleiter wirkte wie ein Lebenselixier auf ihn.

»Gut«, sagte er. »Zeigen wir es ihnen, auch wenn es bedeutet, dass wir hier in dieser Einöde sterben müssen.«

Schnell hatte Mreschtil das automatische Gewehr aus der Satteltasche gezogen, während Watrusch die Munitionskiste von einem Ruschtu herunterhob.

»Dorthin«, befahl Schirrban.

Eine ausgespülte Biegung des Flusslaufs bot eine natürliche Deckung zu wenigstens drei Seiten. Sehr eng, sehr schmal und sie würden sich ziemlich klein machen müssen. Die hoch gewachsenen Reitvögel mit ihren langen Hälsen ragten weit über die Deckung hinaus und verrieten ihren Feinden, wo sie sich befanden. Keine besonders gute Stelle, um sich zu verteidigen – aber eine bessere gab es nicht.

Ein Rauschen über ihren Köpfen. Mreschtil riss das Gewehr in die Höhe. Im Tiefflug schoss der erste Gleiter über sie hinweg. Die Segelfläche seiner Flügel erschien ihnen so nahe, dass sie glaubten, sie brauchten nur die Hand auszustrecken, um sie zu berühren.

»Noch nicht schießen!«, rief der Admiral.

Doch sein Befehl vermischte sich mit dem trockenen Hämmern des Gewehrs und dem Schrei des Gleiterpiloten, der von der Wucht der ihn zerfetzenden Kugeln aus der Bahn gerissen wurde und krachend auf dem Boden aufschlug.

Zu spät!

Mreschtil sah sofort, worin der Fehler bestand, den er gemacht hatte. Alle anderen Angreifer waren noch zum Teil in großer Höhe in der Luft und kreisten in kaum vorhersehbaren, abrupten Bewegungen über ihnen, schlechte Ziele für das schwere Gewehr. Während sie selbst ihren Gegnern nicht nur von der Seite eine offene Flanke präsentierten, sondern auch von oben.

Die Soldaten, die in den Gleitern hingen, waren allerdings auch gehandicapt, was ihren Waffeneinsatz anbelangte. Sie benötigten beide Arme, um die Drahtzüge der Gleiterflügel in der Windströmung zu halten. Das bedeutete, dass sie mit ihren Pistolen nur äußerst ungenau schießen konnten. Trotzdem prasselte nun ein Stakkato von Geschossen über den Admiral und seine Begleiter herein, wobei natürlich nur diejenigen schossen, die am tiefsten flogen.

Wratusch musste als Erster für Mreschtils Fehler zahlen. Eine der Kugeln schlug in seine linke Schulter und riss ihn von den Beinen. Er hatte nur einen dumpfen Schlag gespürt, keinen Schmerz, wusste aber als erfahrener Soldat genau, was das zu bedeuten hatte. Der Schmerz würde ihn noch früh genug überfluten. Wie betäubt und dennoch auf erstaunliche Weise klar im Kopf rollte er, ohne es zu wollen, direkt unter die Kuschtus ihrer kleinen Karawane. Drei der Tiere dienten als Reitvögel, zwei weitere trugen ihr Gepäck. Er sah aus den Augenwinkeln, wie sie nervös mit den scharfkantigen Krallen über den Boden scharrten.

»Bindet den Tieren die Beine zusammen, schnell macht schon!«, schrie der Admiral und entriss Mreschtil das schwere Geschütz.

Schuldbewusst hechtete der Soldat neben seinen Kameraden und richtete sich halb auf, um weitere Fußriemen aus den Satteltaschen zu fingern. Als ob nichts geschehen wäre, warf er einige davon Wratusch zu, der mit zusammengebissenen Zähnen versuchte, mit einer Hand die Schlaufen um die Beine der Laufvögel zu legen. Ächzend gelang es ihm nach mehreren Versuchen schließlich. Inzwischen war es Mreschtil gelungen, die übrigen Tiere so eng zu fesseln, dass sie zum einen nicht davonlaufen konnten und zum anderen auch kaum noch Spiel hatten, mit ihren scharfen Krallen auszuschlagen und sie selbst zu verletzen.

Jetzt rollte er zur Seite und zerriss ein Stück Verbandsstoff, das er aus dem Gepäck gezerrt hatte. Mit ungläubigem Blick starrte Wratusch auf den immer größer werdenden Blutfleck, der sich im Schulterbereich seiner Uniform ausbreitete. Mit fast brutaler Gewalt presste Mreschtil ein großes Stück Verbandsmull direkt über die Wunde und wickelte weitere Bahnen darüber, die er unter der Achsel fest miteinander verknotete.

Kaum war er damit fertig, spürte er einen feucht-warmen Schlag, der ihn im Gesicht traf. Erschrocken blickte Mreschtil nach oben und fühlte weitere Flüssigkeit, die auf ihn herabspritzte. Eines der Geschosse hatte einem der Ruschtus den Kopf zerschmettert, dessen Reste ihn im Gesicht getroffen hatten. Aus dem Hals des Tieres pulsierte das Blut in gewaltigen Strömen und regnete dann auf sie herab. Mreschtil schluckte.

Gleichzeitig war die Luft erfüllt vom Hämmern des automatischen Gewehrs, mit dem der Admiral versuchte, weitere Gleiter zu treffen, was bei einigen gelang, aber längst nicht bei allen. Ein vorsichtiger Blick über den Rand der Böschung verriet dem Admiral, dass sich bereits gelandete Soldaten von mehreren Richtungen ihrer Stellung näherten.

»Sichert mit dem anderen Gewehr und euren Pistolen die gegenüberliegende Seite vom Fluss und den Flusslauf selbst«, rief er den beiden Unteroffizieren zu.

Im nächsten Moment senkte er die schwere Waffe ab, um – wie ursprünglich geplant – damit die Ebene bestreichen zu können. Zusätzlich zog er seine Pistole und blickte in kurzen Abständen nach oben, um die Situation im Luftraum über sich zu beobachten. Inzwischen befand sich nur noch die Nachhut der Gleiter dort oben. Sobald sie niedrig genug waren, bestand eine gute Chance, sie mit Pistolenschüssen zu treffen.

Nach einigen Salven aus dem automatischen Gewehr sah er, dass der Vormarsch der gelandeten Gleitersoldaten ins Stocken geraten war.

»Es sind noch insgesamt zwanzig Mann«, rief er nach hinten.

Offensichtlich hatte der Kommandant des Luftschiffs den kompletten Bestand an Gleitern abgesetzt. Das konnte eigentlich nur bedeuten, dass der Befehl, ihn lebend zu fangen, eine gewisse Priorität besaß. Das

bedeutete aber auch, dass sich noch vierzig weitere Leute in dem Luftschiff befanden. Mehr als genug, um mit ihnen fertig zu werden. selbst wenn es ihnen vorübergehend gelingen sollte, die abgesetzte Gleitermannschaft in Schach zu halten. Es war nur eine Frage der Zeit …

*

Bevor Kaiser Kuchta den streng bewachten Raum betrat, in den die Gefangenen gebracht worden waren, meldete ihm eine atemlose Ordonanz, dass Shonanga, die Geheimnisvolle, ohne jeden Widerspruch – von Widerstand ganz zu schweigen – dem kaiserlichen Befehl Folge geleistet hatte. Während er Kuchta Bericht erstattete, begann der Tross der Hohepriesterin bereits den ihm zugewiesenen Palastflügel zu beziehen. Der Befehl an die zweite Ordonanz, sich aus der kaiserlichen Kaserne Verstärkung zu holen, um dem Anliegen Kuchtas notfalls Nachdruck zu verleihen, konnte also rückgängig gemacht werden.

Platz war im Palast nach der Verbannung von Rrouhs Frauen mehr als genug. Trotzdem herrschte hektische Betriebsamkeit, denn viel von der bisherigen Möblierung und den anderen Einrichtungsgegenständen passte den gerade einziehenden, neuen Bewohnern nicht und musste entfernt werden.

Kuchta fluchte innerlich, dass er seinem engsten Vertrauten, Mrallargal, erst vor kurzem gestattet hatte, sich an der Jagd auf Admiral Schirrban zu beteiligen. Wäre er jetzt hier, könnte er direkt dafür sorgen, dass mit der neuen Einrichtung unauffällig auch das eine oder andere Hörrohr in den Räumen eingebaut wurde. Trotz der unbezahlbaren Hilfe, die ihm Shonanea geleistet hatte, wühlte ein unbestimmtes Gefühl von Misstrauen in ihm.

Der Kaiser seufzte. Es war noch so viel zu tun, bis er alles unter Kontrolle haben würde.

An der Abwesenheit des Geheimdienstchefs war nichts zu ändern. Jetzt wollte er sich den Gefangenen widmen, über die ihm Schribbur mittels des Funktelegraphen der TROCEI bereits so viel und so hochinteressante Einzelheiten mitgeteilt hatte. Er nickte dem Befehlshaber der vor der Tür postierten Wachmannschaft zu, die bereits Haltung angenommen hatte.

Eine schnarrende Anordnung erklang, und die Tür wurde geöffnet.

Vergleichbar einem Raubtierkäfig hatte man in dem Raum ein massives Metallgitter installiert, das vom Boden bis zur Decke reichte. Hinter dieser Absperrung standen die drei merkwürdigsten Wesen, die der Kaiser bisher gesehen hatte. Die Aussagen von Wrugal, Sungur und Mrandil, denen er getrennt voneinander die fremdartigen Leichen hatte zeigen lassen, entsprachen also der Wahrheit.

Die Wesen steckten in dicken, unförmig wirkenden Anzügen. Die benötigten – wie Schribbur, während sie noch mit TROCEI Richtung

Kraydorr unterwegs gewesen waren, per Funktelegraph erklärt hatte – alle drei von ihnen, da es außerhalb der Welt auf der anderen Seite ihrer sie schützenden Mutterschale keine Luft gab.

Zweifellos waren diese Anzüge – verbunden mit den durchsichtigen Helmen – um ein Vielfaches besser für diese lebensfeindliche Umgebung geeignet, als die fahrbare, luftdichte Kugel, die Schribbur konstruierte, nachdem er den Durchgang zur Außenwelt entdeckt hatte. Dort, wo Rarals Sog am stärksten war und nur eine massive, mühevolle Verankerung am Boden verhinderte, dass man abhob und in das hungrige Flammenmaul ihres Zentrallichts fiel.

Das sicherlich gefährlichste der Wesen überragte alle anderen und verfügte zudem über seltsame Facettenaugen, die ihn unbewegt anzustarren schienen. Kuchta starrte zurück und registrierte mit Genugtuung, dass sich das Wesen ans hintere Ende ihres Gefängnisses zurückzog.

Wenn ich dem Großen schon mit einem Blick Respekt einflöße, kann ich die anderen wie Lemgo-Fäden zwischen die Krallen wickeln, dachte der Kaiser und lächelte.

Mit einem Wink befahl Kuchta seinen Dienern, den Thronsessel herbeizuschleppen und auf dem bereits vorbereiteten Podest abzustellen. Als er sich setzte, nahm er mit Befriedigung zur Kenntnis, dass er jetzt auf die drei Gefangenen herabsah.

»Was habt ihr mir mitgebracht?«, begann der Kaiser das Verhör.

Er lachte innerlich, als er sah, dass sich auf den nackten, unbehaarten Gesichtern der Wesen ein Ausdruck breit machte, den er trotz ihrer Fremdartigkeit gut zu deuten wusste: Ratlosigkeit, Verblüffung.

Eines der Wesen – nicht das größte – trat einen Schritt vor und blieb dann in Reichweite des Gitters stehen.

»Entschuldigt, Majestät«, sagte es mit einer merkwürdig gleichförmig klingenden Stimme, »wir hatten ursprünglich nicht vorgehabt, Euch zu besuchen. Deshalb ist die Auswahl an Gastgeschenken, die wir Euch anbieten können, sehr bescheiden …«

*

Dana hatte nach der Äußerung des Kaisers, der sie aus kleinen, misstrauisch zusammengekniffenen Augen von seinem Thron herab beobachtete, als erste wieder die Fassung gewonnen.

Gut, dachte sie, *wenn er direkt zur Sache kommt, dann wollen wir hier nicht länger herumfackeln.*

»Zeigt her«, sagte Kuchta, dessen Neugier auf einmal erwachte.

In diesem Moment öffnete sich erneut die Tür. Ärgerlich drehte der Kaiser den Kopf, um nach der Ursache der Störung zu schauen. Draußen auf dem Gang sah er, wie der Befehlshaber der Wachmannschaft hilflos mit der Schulter zuckte und dann von einigen Leibwächtern Shonangas beiseite geschoben wurde.

Vier Männer der Geheimnisvollen trugen die Sänfte der Hohepriesterin in den Raum und stellten sie direkt neben dem Thron ab. Inzwischen waren einige der kaiserlichen Leibgardisten, die die Gefangenen in Empfang genommen hatten, vorgestürmt und begannen, die Leibwächter Shonangas zurückzudrängen.

»Majestät«, ertönte es aus der Sänfte, »ich nahm an, dass Ihr mich unter anderem deshalb zu Euch in den Palast bestellt habt, um bei der Vernehmung der Gefangenen dabei zu sein.«

»Das klingt doch wie …«, sagte Jefferson, schwieg aber abrupt, als ihn eine rasche Handbewegung von Dana Frost unterbrach. *Wie ein Translator, in der Tat*, dachte Dana den Rest von Jeffersons Aussage zu Ende.

»Die Geheimnisvolle kann bleiben«, sagte Kuchta, bedeutete aber gleichzeitig seinen Wachen die Tür sofort wieder zu schließen. Shonangas Leibwächter wurden zurück in den Gang gedrängt.

»Entschuldigt die Vorsichtsmaßnahmen«, fuhr der Kaiser an Dana, Jefferson und William gewandt fort und zeigte auf das massive Metallgitter zwischen ihnen. »Aber euer Besuch kam – wie soll ich sagen? – überraschend. Und deshalb wissen wir auch nicht, ob ihr in friedlicher Absicht gekommen seid oder nicht …«

»Unsere Absichten sind vollkommen friedlich, Majestät, und wir hatten – wie gesagt – eigentlich gar nicht vorgehabt, Euch mit unserer Anwesenheit zu belästigen«, erwiderte Dana. »Aber die Einladung Eures Wissenschaftlers und seiner Begleiter war gewissermaßen zwingend …«

»Majestät …« Die Stimme aus der Sänfte unterbrach Dana. »Lasst Euch meine Ansicht darlegen.« Shonangas Äußerung sank zu einem verschwörerischem Flüstern herab.

»Später, Geheimnisvolle. Wir wollen zuerst hören, was unsere neuen Gäste zu sagen und vor allem was sie uns mitgebracht haben …«

»Gerne, Majestät«, fuhr Dana fort. »Wir führen nicht mehr mit uns, als das, was wir auf dem Leibe tragen. Die Schutzanzüge wurden bereits von Schribbur, Eurem Wissenschaftler untersucht, ebenso unsere Helme. Er hat festgestellt, dass wir unbewaffnet sind. Allerdings haben wir einige kleinere Werkzeuge dabei, die wir Euch zum Gastgeschenk machen können …«

»Zeigt her!«, befahl Kuchta.

»Majestät«, ertönte es erneut aus der Sänfte. »Verlangt dies nicht. Ihr habt allen Grund, den Fremden zu misstrauen.«

»Geheimnisvolle«, sagte Kuchta unwirsch, »ich bitte Euch, für einige Zeit zu schweigen. Euer Rat wird mir im Anschluss an die Aussagen der Fremden sehr willkommen sein …«

*

Unmittelbar nach der Ankunft der TROCEI hatte sich Wrugal von

Mrandil und Sungur verabschiedet und das Luftschiff verlassen. Die drei Fremden, von denen er zwei bereits länger kannte, waren eingesperrt wie wilde Tiere mit einem Gefangenentransporter zum Kaiser gebracht worden.

Auch Wrugal steuerte das weitläufige Gelände des Palasts an. Da die Leibgardisten Kuchtas aber dafür gesorgt hatten, dass Park und Hauptgebäude praktisch geräumt und abgeschirmt waren, bestand für den Diplomaten kaum eine Chance, ins Innere zu gelangen, bevor die Sicherheitsmaßnahmen wieder aufgehoben wurden. Hätte er Sungur begleitet, wäre er zwar möglicherweise ebenfalls ins Zentrum des Geschehens vorgedrungen, aber da wollte er eigentlich gar nicht hin.

Sein Ziel war zwar der Palast, aber nur ein kleines Nebengebäude an einer der Außenmauern. Kuchta, der kaiserliche Telegraphenmeister, öffnete auf Wrugals Klopfen die Tür, durch die er sein Haus von der angrenzenden Straße aus betreten konnte. Eine kleine, unscheinbare Pforte, eine Art Lieferanteneingang.

Es war nicht das erste Mal, dass Wrugal Kuchta und seine Familie in deren Haus besuchte. Der kaiserliche Telegraphenmeister hatte ihn bereits erwartet und führte ihn ohne viele Worte durch die jenseitige Tür wieder hinaus. Beide durchquerten mit raschen Schritten den rückwärtigen Teil des Schlossgartens. In einem der zahlreichen Nebengebäude verschwanden sie in einem Treppenhaus, dessen steile Stiegen sie mehrere Stockwerke nach oben führten. Schließlich betraten sie den Vorraum zur kaiserlichen Telegraphenstation.

»Endlich«, wurde Kuchta von einem nervös wirkenden Kress begrüßt, »meine Schicht ist schon seit fünf Takten zu Ende.«

Ohne Wrugal eines Blickes zu würdigen packte der von Kuchta abgelöste Telegraphenmeister seine persönlichen Sachen zusammen und hob, als er verschwand, nur kurz die Hand zu einem knappen Abschiedsgruß.

Wrugal runzelte die pelzige Stirn, aber Kuchta beruhigte ihn: »Lass ihn, auf ihn wartet eine sehr unduldsame Frau, die es schon fertig gebracht hat, ihn mit Tellern zu bewerfen, weil er nicht pünktlich zum Essen erschienen ist …«

»Hauptsache, er bekommt etwas zu essen«, erwiderte Wrugal trocken.

»Da würde ich lieber verzichten«, sagte Kuchta.

Wrugal blickte ihn fragend an.

»Immer noch besser, einen leeren Teller an den Kopf zu bekommen, als einen vollen, gefüllt mit kochend heißer Suppe …«

»Oh …«

»Hast du nicht die Narben in seinem Gesicht gesehen? Verbrühungen …«

Während er erzählte, hatte Kuchta die Eingangsbücher mit den Protokollen der letzten Schicht aufgeschlagen und blätterte langsam durch die Zusammenfassung der Funksprüche. Wrugal blickte ihm aufmerksam über die Schulter.

»Admiral Schirrban …«, murmelte Kuchta und zeigte auf eine Folge von Funksprüchen, die erst wenige Läufe zurücklagen.

*

»Admiral!«, schrie der Oberbefehlshaber des Luftschiffs, das in einiger Entfernung niedergegangen war, durch den Lautsprecher. »Ergeben Sie sich. Dann verspreche ich Ihnen ehrenvolle Behandlung.«

»Sinnlos«, knurrte Mrallargal. »Das ist ein ganz harter Knochen, der ergibt sich nicht. Ich schlage vor, wir stürmen das Loch, in dem er sich verkrochen hat.«

»Ich habe schon gut ein Drittel meiner Männer verloren«, sagte der Kommandant. »Was meinen Sie, was passiert, wenn wir ihn so provozieren, dass er unser Schiff in Brand schießt?«

»Na und? Die Zzarrbatt-Kaserne ist ganz in der Nähe«, knurrte der neue Geheimdienstchef. »Dort könnten wir uns zur Not mit Ruschtus versorgen oder per Funk ein neues Schiff anfordern …«

Der Kommandant starrte Mrallargal wütend an, verbiss sich aber eine Antwort. Er war schon zuvor mit dem Geheimdienstchef aneinander geraten, als dieser von ihm verlangt hatte, die Stellung des Admirals mit ein paar gezielten Bombenabwürfen dem Erdboden gleichzumachen. »Ich habe Befehl, den Admiral lebend einzufangen«, hatte er gesagt und war sich dann mit Mrallargal in den Pelz geraten, wessen Order höher einzustufen wäre. Der Geheimdienstchef hatte schließlich murrend klein beigegeben, weil die Besatzung des Luftschiffs auf den Befehl des Kommandanten hörte und nicht auf seinen.

»Geben Sie her«, fuhr Mrallargal fort und riss dem Kommandanten das Mikrophon aus der Hand. »Ich habe eine Idee …« Er schaltete es kurz ab und flüsterte kurz mit dem Kommandanten, dessen Gesicht sich weiter verfinsterte.

»Admiral!«, rief er einen Augenblick später ins Mikrophon. »Wir hatten kürzlich schon einmal das Vergnügen, miteinander zu tun zu haben … Erinnern Sie sich, unten am Kanal … Ich schlage Ihnen vor, wir bringen dieses Spiel jetzt wie zwei Ehrenmänner zu Ende. Ich gebe Ihnen mein Wort, ihren beiden Begleitern wird nichts geschehen …«

Die Antwort des Admirals ließ nicht auf sich warten, war aber, da er nur über die Kraft seiner Stimme verfügte, wesentlich leiser. »Glauben Sie wirklich, ich würde Ihnen trauen?«

»Ihre Lage ist aussichtslos, Admiral. Wir sind Ihnen weit überlegen. Denken Sie über mein Angebot nach. Aber nicht zu lange! Es gibt Ihnen die Chance, Ihre Männer zu retten …«

*

»Und was geschieht, wenn ich Sie besiege?«, schrie Schirrban und

hustete kurz, da ihm die trockene, staubige Luft zu schaffen machte. Aus dem Lautsprecher erklang ein meckerndes Lachen als Antwort.

»Sie sind Optimist, Admiral. Das gefällt mir. Gut, ich will Ihnen antworten. Wenn Sie mich ausschalten, bin ich Ihnen nicht mehr im Weg. Sie können dann mit dem Kommandanten weiterverhandeln, der Ihnen – zu meinem Erstaunen – deutlich freundlicher gesinnt ist, als ich es bin. Obwohl es seine Männer sind, die hier tot oder verwundet herumliegen …«

»Gut. Ich bin einverstanden«, schrie der Admiral. »Nur Degen, keine Pistolen …«

»Nicht, Admiral! Tun Sie nichts Unüberlegtes«, bat Mreschtil, der zusammen mit seinem verletzten Kameraden unter einem Haufen zusammengeschossener Ruschtus in Deckung lag. »Wir haben sie bisher in Schach gehalten und …«

»Sagen Sie mir nicht, was ich zu tun oder zu lassen habe, Mreschtil!«, presste der Admiral hervor. »Wenn Sie sich sehen könnten, würden Sie nicht so einen Unsinn von sich geben.«

»Dem Kerl ist doch nicht zu trauen, war es noch nie. Schon bevor er neuer Geheimdienstchef wurde, hat er …«

»Ist schon gut, Mreschtil«, unterbrach ihn Schirrban eine Spur versöhnlicher. »Ich weiß, was man von Mrallargal zu halten hat …«

»Mir soll's recht sein, Schirrban«, ertönte die Lautsprecherstimme des Geheimdienstchefs. »Es ist mir egal, mit welcher Waffe ich Sie ins Jenseits befördere …«

»Wir treffen uns in der Mitte«, rief der Admiral. »Sie laufen zuerst los.«

»Damit Sie mich hinterrücks abknallen können? Für wie naiv halten Sie mich?«

»Verstehe«, antwortete Schirrban. »Wir zeigen uns gleichzeitig … Anders geht es nicht. Sind Sie bereit?«

»Nur los, Admiral«, ertönte die Lautsprecherstimme mit unüberhörbarer Ironie. »Geben Sie das Kommando, das sind Sie doch gewöhnt …«

»Achtung … Jetzt!«

Vorsichtig hob der Admiral den Kopf über die Uferböschung und zog sich langsam nach oben. Schließlich stand er offen da und sah, dass sich auch aus der hastig aufgebauten Stellung im Sicherheitsabstand neben dem Luftschiff eine Gestalt gelöst hatte. Langsam schritten sie aufeinander zu.

»Bleiben Sie stehen!«, schrie ihm der Geheimdienstchef entgegen, als sie nur noch rund zwanzig Schritte voneinander entfernt waren. »Ich will sehen, dass Sie nur ihren Degen dabeihaben …«

Der Admiral spuckte wortlos aus und warf seine Uniformjacke zu Boden. An seiner Koppel hing lediglich ein Degen. »Jetzt Sie …« Mrallargal trug wie schon am Kanal einen langen, dunklen Mantel, den er jetzt ebenfalls zu Boden gleiten ließ. Dann zog er seinen Degen aus der Scheide.

Der Admiral legte mit schnellen Schritten die letzte Strecke zurück und zog dabei ebenfalls blank. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, klirrten die Waffen aufeinander und begannen ihren Tanz.

Schirrban bemühte sich, seinen um etliches jüngeren und gut durchtrainierten Gegner von Anfang an durch mit äußerster Härte geführte Schlagkombinationen in die Defensive zu drängen. Doch Mrallargal war ein ebenso versierter Fechter wie der Admiral. Es gelang ihm ohne sichtbare Anstrengung, jede Attacke zu parieren.

Schirrban wusste, dass er eine schnelle Entscheidung brauchte, da ihm Mrallargal auf Grund des Alters konditionell mit Sicherheit überlegen war. Würde sich das Gefecht über eine längere Zeit hinziehen, dann würden dem alten Kämpfer schneller die Kräfte schwinden als dem jüngeren.

Das Kalkül des Admirals ging nicht auf. Mühsam wich er mit einer ganzen Drehung seines Körpers einem entschlossen geführten Stoß des Geheimdienstchefs aus und konnte im letzten Moment den gegnerischen Degen ein weiteres Mal zur Seite schlagen, als Mrallargal mit ungeheurer Schnelligkeit nach der Abwehrdrehung des Admiral erneut zustieß.

Der Gegenangriff Schirrbans blieb am Handschutz von Mrallargals Degen hängen, der den Stoß mit einer Leichtigkeit abwehrte, als vertreibe er ein lästiges Insekt. Keuchend wich der Admiral zwei, drei Schritte zurück, um für einen kleinen Augenblick zu verschnaufen.

Allerdings gönnte ihm Mrallargal diese Pause nicht und setzte sofort nach. Zischend fuhr der Degen durch die Luft und ließ den Admiral erneut zurückspringen. Er spürte, wie der Stoff seines Hemdes aufgeschlitzt wurde und die messerscharfe Spitze durch seinen Pelz drang.

Mit einem mühsam unterdrückten Schrei taumelte der Admiral weiter rückwärts und stolperte. Er blickte auf seine Brust, und sah, wie das Blut hervorsickerte. Gleichzeitig stürzte er zu Boden, den Degen abwehrend von sich gestreckt.

Zwei Schritte und der Geheimdienstchef stand breitbeinig über ihm. Er hielt jetzt den Degen mit beiden Fäusten, bereit ihn dem Admiral mit voller Wucht ins Herz zu rammen. Dabei hatte er einen Fuß auf den Arm Schirrbans gestellt, mit dem dieser den Degen hielt.

Die andere Faust des Admiral schnellte herüber, griff in die Stulpe von Mrallargals Stiefel, mit dem der Geheimdienstchef auf seinem Arm stand. Mit der gleichen Bewegung drehte er seinen Körper in dem Moment ein Stück zur Seite, als der Degen herabstieß, um ihn zu durchbohren.

Statt seine Brust zu treffen, schrammte die Klinge jetzt über das Schulterblatt. Der Admiral stöhnte erneut vor Schmerz.

Gleichzeitig begann Mrallargal zu fluchen. Schirrbans plötzliche Bewegung und die Tatsache, dass dieser sich in seinen Stiefel verkrallt hatte, brachten den Geheimdienstchef in dem Moment, da er den Todesstoß ausführen wollte, ins Schwanken und riss ihn aus dem

Gleichgewicht.

Er stürzte zu Boden und lag jetzt halb über dem Admiral, der sich mühte, seinen Körper unter dem Geheimdienstchef wegzuziehen. Mrallargals Degen war tief in den Boden gefahren und vibrierte noch wie eine angeschlagene Saite hin und her.

Stöhnend richtete sich Schirrban begleitet vom wütenden Fluchen seines Gegners halb auf. Im Gegensatz zu ihm hielt er nach wie vor seinen Degen in der Hand, auch wenn sich sein Arm durch das Gewicht des Geheimdienstchefs, der regelrecht darauf gesprungen war, sich völlig taub anfühlte.

Deshalb war der Admiral auch nicht in der Lage zu reagieren, als er die rasche Bewegung sah, mit der sich sein Gegner in den Nacken griff. Im nächsten Augenblick starrte Schirrban in die Mühdung einer winzigen Pistole, die der Geheimdienstchef zwischen Halstuch und Kragen verborgen hatte.

»Genug gespielt, Admiral!«, knurrte Mrallargal und drückte ab.

»Was du kannst, kann ich auch«, flüsterte der Admiral.

Er hatte sich zurück auf den Boden fallen gelassen und griff mit der Linken in den Schaft seines Stiefels. Ein weiterer Schuss aus der Pistole des Geheimdienstchefs zerriss mit ohrenbetäubendem Knall die Luft.

Gleichzeitig zischte ein kleiner Gegenstand durch die Luft. Das Stiefelmesser des Admirals drang bis zum Heft in Mrallargals Brust, der zuerst überhaupt nicht wahrnahm, was da gerade geschehen war. Aber immerhin hatte es die Macht besessen, ihn in seinem Tun innehalten zu lassen.

Er blickte an sich hinunter und ließ in dem Moment die Pistole fallen, als er endlich den Griff des Wurfmessers sah, der aus ihm herausragte.

»Du … du …«, stammelte er.

Was auch immer er noch sagen wollte, wurde von einem Schwall Blut erstickt, der aus seinem Mund hervorbrach und sich über ihn ergoss. Er verdrehte die Augen, als wolle er in einer plötzlichen Eingebung alles um sich herum auf einmal sehen, und sackte schließlich zusammen.

Admiral Schirrban richtete sich ächzend auf. Mit einem Tritt beförderte er die Pistole des sterbenden Geheimdienstchefs außer Reichweite. Er blutete aus mehreren Wunden und wartete mit hängenden Armen auf den Befehl des Luftschiffkommandanten, das Feuer auf ihn zu eröffnen …

*

Bruder William hielt einen viereckigen Gegenstand von etwa zehn Zentimeter Länge und vielleicht zwei Zentimeter Durchmesser hervor. Er war teilweise aus Metall und besaß an einer Längsseite ein kleines, leuchtendes Display. Während ein Ende in eine konisch geformte Spitze auslief, verbreiterte sich das andere zu einem Wulst. Insgesamt erinnerte der Gegenstand an einen zu dick geratenen Nagel oder eine

Art Kugelschreiber, wobei lediglich die vierkantige Form davon abwich.

»Wir können Euch einen unserer Translatoren schenken, das sind die Geräte, durch die wir in Eurer Sprache mit Euch reden können«, sagte Dana Frost. »Und wenn Ihr wollt, auch diesen Detektor …« Sie sah dem Kaiser direkt in die Augen. Ein kurzes Aufblitzen verriet ihr, dass sich die Majestät zweifellos nicht nur mit Kleinigkeiten zufrieden geben würde.

Er will alles und hat längst beschlossen, sich alles zu nehmen, was ihm nützlich erscheint, dachte sie. *Aber er braucht unsere Erklärungen, um überhaupt etwas damit anfangen zu können.*

»Was macht der Detektor?«, fragte Kuchta.

»Ihr könnt die Spitze an einen beliebigen Stoff halten und die Anzeige verrät Euch die chemische Zusammensetzung«, antwortete Dana. »Seht her, ich zeige es Euch, Majestät.«

Mit diesen Worten ließ Dana die Spitze in Kopfhöhe über zwei der Gitterstäbe gleiten, dann glitt sie abrupt zu Boden und fuhr ein weiteres Mal über die Käfigstäbe. Alarmiert waren die Wachsoldaten aufgesprungen. Doch Dana erhob sich wieder und drehte das kleine Display in Kuchtas Richtung.

Der Kaiser hatte sich halb aus seinem Thron erhoben und kniff die Augen zusammen, um etwas zu erkennen, war aber zu weit entfernt. Dana schob den Arm langsam durch die Gitterstäbe und streckte ihm den Detektor entgegen. Noch immer war die winzige Anzeigefläche viel zu weit von Kuchta entfernt.

»Kommt, nehmt und seht selbst«, sagte Dana und presste sich jetzt fast gegen die Gitterstäbe, während sie ihren ausgestreckten Arm in die Richtung des Kaisers reckte.

Tatsächlich erhob sich Kuchta und stieg bedächtig die Stufen des Podestes hinab. Er blieb aber kurz davor stehen und beugte sich weit vor, um einerseits das kleine Gerät besser in Augenschein nehmen zu können, andererseits aber bloß nicht in die Griffnähe des fremden Wesens zu geraten.

In diesem Augenblick verstärkte Dana den Druck ihrer Schulter gegen die Gitterstäbe unmerklich. Sie sprangen heraus und fielen mit einem metallischen Scheppern zu Boden. In dieses Geräusch hinein war Dana bereits durch die Käfiglücke gestiegen und stand nun lächelnd unmittelbar neben dem Kaiser.

»Nehmt, Majestät«, sagte sie, drückte ihm das kleine Mehrzweckwerkzeug in die Hand und betätigte mit der anderen einige Sensoren ihres Raumanzugs.

Wie selbstverständlich hatten sich William und Jefferson ebenfalls durch die Lücke gezwängt, als einer der Wachoffiziere die allgemeine Verblüffung überwand, seine Pistole zog und auf Jefferson abfeuerte.

Blitzschnell ließ sich der Lieutenant fallen und auch William warf sich augenblicklich zu Boden. Am meisten aber waren die Wachleute überrascht, als sie sahen, dass sich Dana mit dem wie wild um sich

schlagenden Kaiser, den sie fest umklammert hielt, in eine der Ecken des Raumes zurückgezogen hatten. Wenn sie sie treffen wollten, trafen sie mit großer Wahrscheinlichkeit auch ihren Herrscher.

In der anderen Hand hielt sie eine in den Augen der Leibgardisten höchst seltsam geformte Waffe. Dabei hatten sie die drei Gefangenen doch gründlich durchsucht! Nun richtete auch der große Gefangene mit den seltsamen Augen eine identisch aussehende Waffe auf sie.

»Schießt! Schießt!«, ertönte es aus der Sänfte.

»Nein! Nicht schießen!«, kreischte Kuchta.

Doch sein Gegenbefehl kam zu spät. Der gleiche Offizier, der schon einmal gefeuert hatte, legte erneut auf Jefferson an. Die Waffe auf Dana und seinen Kaiser zu richten, wagte er nicht. Laut bellte der Schuss, die grelle Mündungsflamme schoss wie ein Blitz hervor.

Diesmal kam Jefferson gar nicht dazu zu reagieren. Durch den Treffer wurde sein Arm nach hinten gerissen. Sein ganzer Oberkörper schwang durch die Wucht herum, sodass er selbst auch nicht mehr genau zielen konnte.

Doch Jeffersons Nadler war auf Streufeuer eingestellt und die Betäubungsmunition füllte beinahe den ganzen Raum aus. Neben dem übereifrigen Wachoffizier traf er auch noch mehrere der rechts und links daneben postierten Gardisten.

Wie in Zeitlupe sanken sie lautlos in sich zusammen.

»Schießt! Schießt«, kreischte es weiter aus der Sänfte.

Mit einem wütenden Tritt trat Dana gegen sie, worauf das Gekreische augenblicklich verstummte. Noch immer hielt sie Kuchta mit einem Arm umklammert. Die übrigen Wachen hatten inzwischen die Wirkungsweise der Nadler mit eigenen Augen gesehen und wagten keine Gegenwehr mehr.

»Jefferson?«, fragte Frost.

»Ich bin okay. Kein Panzeranzug, aber für dieses Projektil hat es gereicht.«

»Gut. William«, rief Dana. »Bitte helfen Sie mir mit den Magnetfesseln.«

»Natürlich, Captain.«

Nachdem sie den gefesselten Kuchta dem Christophorer überlassen hatte, riss Frost mit einer Hand die Tür der Sänfte auf, in der anderen hielt sie den Nadler.

»Schießen Sie beim kleinsten Mucks«, wies sie Jefferson an und nickte zu den nicht betäubten Wachen, die sich unschlüssig und ihrer Befehlshaber beraubt an die Wand drückten. »Und entwaffnen Sie sie …«

»Rauskommen«, bellte Dana dann in die Sänfte hinein.

Der typische langschnabelige Kopf einer Kridan tauchte schließlich in der Öffnung auf, nachdem Dana ein weiteres Mal gegen die Sänfte getreten hatte. Inzwischen tobte der Krieg zwischen Menschen und Kridan schon so lange, dass beide Seiten ihre jeweiligen Gegner einigermaßen gut kannten.

»Langsam Hände raus und hoch damit!«, befahl Frost.

Gehorsam streckte die Kridan ihre Krallenhände nach vorne und hob sie, als sie sich aus der Sänfte schob, nach oben. Dana hatte sofort erkannt, dass es sich um eine weibliche Kridan handelte. Welchen Rang sie bekleidete, war nicht zu erkennen, da sie längst ihre Uniform gegen heimische Kleidung ausgetauscht hatte.

In diesem Augenblick ertönten hinter der zweiflügeligen, geschlossenen Tür Schritte und aufgeregtes Stimmengewirr.

»Jefferson«, zischte Dana, die nicht genau hören konnte, was sich gerade hinter der Tür in dem Gang ereignete, »heb ein paar Magnetschellen für die Unglaubliche auf – äh entschuldigen Sie – Sie ließen sich ja die ›Geheimnisvolle‹ nennen …«

Bevor Jefferson ihrer Aufforderung Folge leisten konnte, knallten beide Flügel der Tür auf und herein trat eine sichtlich von Kämpfen gezeichnete, aber dennoch Unbeugsamkeit und Willensstärke ausstrahlende Gestalt.

»Admiral«, stammelten einige der Wachsoldaten.

»Admiral«, stöhnte auch Kaiser Kuchta und rutschte, weil ihm gleichzeitig die Beine versagten, an dem Heizungsrohr zu Boden.

Aus den Augenwinkeln registrierte Dana, dass Shonanga wieder zurück in ihre Sänfte glitt, aber dann fesselten die Neuankömmlinge ihre gesamte Aufmerksamkeit.

Hinter dem Admiral strömten zahllose weitere Offiziere und Soldaten in den Raum, daneben auch zwei Zivilisten.

»Wrugal«, rief Dana erfreut.

»Darf ich vorstellen«, erwiderte Wrugal und drängte sich zwischen den Admiral und Dana, »Admiral Schirrban, ehemaliger Minister seiner Majestät Kaiser Rrouh IV. Dana Frost, Vertreterin einer uns unbekannten Welt, die sich jenseits der Mutterhülle befindet.« Der ehemalige Telegraphenmeister und jetzige diplomatische Vertreter eines kleinen, randständigen Volks deutete bei diesen Worten unbestimmt auf den Boden. »Und dies«, fuhr er fort und zeigte neben sich, »ist mein Freund und Kollege, der kaiserliche Telegraphenmeister Kuchta …«

Obwohl die Situation unübersichtlich blieb, entspannten sich die meisten Leibgardisten sichtlich. Dana verstand, dass der Admiral Wert auf Höflichkeit und Formen legte. *Er achtet sicherlich auch inmitten des Kanonendonners einer Schlacht auf formvollendete Manieren*, dachte sie. Sie und Jefferson begrüßten ihn mit einer Verbeugung, die höflich erwidert wurde.

»Es war ein Glücksfall, dass Kuchta den gleichen Namen wie dieser Möchtegern-Despot trägt«, fuhr Wrugal fort. »Dieser Umstand ist uns während der Wirren der letzten Rutan-Phasen und Läufe sehr zunutze gekommen …«

»Unter anderem, um meinen Leuten und mir das Leben zu retten«, warf der Admiral ein. Dann berichtete er mit knappen Worten von seiner Flucht aus der Zzarrbatt-Kaserne und wie sie von einem

Luftschiff der kaiserlichen Flotte aufgespürt worden waren. Das allgemeine Stimmengewirr verebbte und wich atemlosem Schweigen, als Admiral Schirrban vom Kampf gegen den Geheimdienstchef erzählte.

»Ich wusste genau, dass ich mich nicht mehr lange darüber würde freuen können, den Kampf gegen Mrallargal überlebt zu haben. Kaum war der Geheimdienstchef tot, rückten die Männer aus dem Luftschiff gegen mich vor«, berichtete der Admiral. »Doch ebenso plötzlich hielten sie inne. Dann hörte ich es auch. Rings um uns herum preschten in weite Bogen auseinander gezogene Kohorten vor Ruschtu-Verbänden heran und umzingelten das Luftschiff, die Uferböschung, hinter der meine Männer Deckung gesucht hatten, und die ebenfalls weit ausgeschwärmte Besatzung des Schiffes. Kurz und gut, die Ruschtu-Kohorten kamen aus der Zzarrbatt-Kaserne und überbrachten den Befehl des Kaisers, die Kampfhandlung sofort einzustellen.«

»Wir hatten viel Glück«, ergänzte Kuchta, der Telegraphenmeister. »Wäre Mrallargal noch am Leben gewesen, er hätte sich wahrscheinlich nicht so leicht täuschen lassen und verlangt, dass ihm der Kaiser persönlich per Funksprech-Telegraph die Anweisungen bestätigte. So aber hatten wir es überwiegend mit Leuten zu tun, die von dieser neuen Technologie der Sprachübertragung noch gar nichts wussten …«

»Du musst noch erklären, dass du als kaiserlicher Telegraphenmeister natürlich den Algorithmus kanntest, mit dem Kaiser Kuchta seine telegraphischen Anweisungen siegelte und damit als authentisch auswies«, fügte Wrugal hinzu. »Und beim Namen brauchtest du noch nicht einmal zu lügen …«

Staunend fügten sich für Dana Frost und Jefferson einige der Puzzle-Teile der Palast-Revolte zu einem schlüssigen Bild zusammen.

Wer in einem derart von Intrigen geprägten Umfeld lebt, dachte Dana, *beherrscht irgendwann selbst die Klaviatur des Intrigenspiels – und sei es vom Zuschauen …*

»Jedenfalls bin ich so wieder zu meinem alten Kommando über die kaiserliche Luftschiffflotte gekommen«, schloss der Admiral. »Ich wünschte bei Raral, dass es nicht so viele Leben gekostet hätte …«

Zu den Umstehenden, die dem Bericht des Admirals lauschten, gehörte auch Prinz Kuchta selbst, der mit kläglichem Gesichtsausdruck auf dem Fußboden saß und allmählich realisierte, dass sich das Blatt gewendet hatte.

In diesem Moment spürte Dana, dass auf einmal ein stahlharter Griff ihr Handgelenk umklammerte. Erschrocken ließ sie unwillkürlich den Nadler fallen. Noch in der Drehung, mit der sie herumschnellen wollte, bemerkte sie, wie die schmerzhafte Umklammerung ihres Arms genauso plötzlich wieder nachließ. Es war Dana unbegreiflich, wie sich die Kridan unbemerkt direkt neben sie hatte schleichen können.

Shonanga sackte bewusstlos zu Boden. Das Zischen von Jeffersons Nadler war so leise gewesen, dass es vom allgemeinen Stimmengewirr völlig übertönt worden war …

*

Fast vierundzwanzig Stunden waren vergangen. Man hatte sie in der Zwischenzeit in einer luxuriösen Zimmerflucht in jenem Teil des Kaiser-Palasts untergebracht, in dem zuvor Shonanga und ihre Begleiter, die ehemaligen Schtukuhl-Rebellen, für wenige Stunden einquartiert worden waren. Vorher war dies der Trakt für Rrouhs Frauen gewesen. Einigen der Rebellen war es im allgemeinen Durcheinander gelungen zu entkommen, die meisten aber konnten verhaftet werden.

Der selbst ernannte Kaiser Kuchta war ebenfalls interniert worden und hatte bereits nach einem kurzen persönlichen Gespräch mit dem Admiral zugegeben, dass er selbst – mit Shonangas Hilfe – für die plötzliche Erkrankung seines älteren Bruders verantwortlich war. Schirrban ließ Kuchta dieses Geständnis vor einer ausgesuchten Gruppe von wichtigen Entscheidungsträgern wiederholen und schriftlich niederlegen. Daraufhin beeilten sich diejenigen Teile der zivilen und militärischen Verwaltung des Mittelland-Imperiums, die Kuchta noch die Treue gehalten hatten, auf den neuen Kurs umzuschwenken.

Dana Frost hatte in dieser Zeit nur noch einmal Gelegenheit gehabt, mit dem Admiral zu sprechen. »Was geschieht mit diesem Wissenschaftler? Schribbur?«, hatte sie ihn gefragt.

»Nichts«, erwiderte Schirrban und lächelte breit.

»Er war oder ist doch einer der treuesten Anhänger Prinz Kuchtas …«, wandte Dana ein.

»Sicher«, erwiderte der Admiral. »Aber das Erste, was ich veranlasst habe, war, seinen Forschungsetat zu verdoppeln. So komfortabel konnte Schribbur noch zu keiner Zeit seine wissenschaftlichen Studien betreiben …«

»Mit anderen Worten, er hat mehr als genug zu tun«, sagte Dana.

»Er ist ausreichend beschäftigt und genug abgelenkt, um sich ausschließlich mit den Dingen zu befassen, von denen er etwas versteht …«, hatte der Admiral abschließend gesagt und sich von Dana verabschiedet.

Das war über zwölf Stunden her. Jetzt öffnete sich die Tür, und Wrechtil, der Ordonanzoffizier des Admirals, platzte ohne anzuklopfen herein.

»Bitte entschuldigen Sie, kommen Sie schnell!«, rief er und eilte schon wieder heraus.

»Was ist los?«, rief ihm Dana hinterher.

»Die Geheimnisvolle …«, antwortete Wrechtil und verschwand in einem Treppenhaus. Mit rasenden Schritten eilten Dana, Jefferson und Bruder William in ein tiefer gelegenes Stockwerk. Der Flur, den sie schließlich entlangliefen, schien sich endlos hinzuziehen. Wieder bog

der Ordonanzoffizier um eine Ecke.

Dana wäre fast auf ihn geprallt, denn unmittelbar dahinter war er stehen geblieben. Voller Scheu zeigte er einfach auf eine offen stehende Tür, neben der einige Wachsoldaten standen, deren Mienen blankes Entsetzen ausdrückten.

Dana stürzte in den kleinen Raum und blieb ebenso abrupt stehen. Jefferson und Bruder William bogen nach ihr in das kleine Zimmer, dessen einziges Fenster vergittert war. Vor ihnen auf dem Boden lag die Kridan und brannte. Der Gestank war atemberaubend und löste bei Dana einen Würgereflex aus. Mühsam beherrschte sie sich und trat näher an Shonanga. Jefferson war so geistesgegenwärtig, das Fenster aufzureißen.

Bruder William fasste sich als Erster. Er kniete neben der Kridan nieder. Der von innen heraus brennende Körper wies eine Reihe von qualmenden Wunden auf, die langsam immer weiter aufplatzten. Die Kridan öffnete ihren schnabelartigen Mund. Auch hieraus quoll Qualm, und sie hustete so stark, dass sie sich wieder und wieder aufbäumte, wobei ihr jede Bewegung furchtbare Schmerzen bereitete.

Trotz des Qualms gelang es ihr, etwas zu sagen. Dana war zu weit entfernt, um die leisen Laute zu verstehen und durch ihren Translator übersetzen zu lassen. Aber William nickte und antwortete auf Kridanisch.

In dem Moment, da Danas Translator seine Worte fast synchron wiedergab, erschütterte ein weiterer Hustenanfall die Kridan und übertönte damit das Gesagte.

Es war ein schreckliches Wunder, dass die selbst ernannte Hohepriesterin des Raral-Kultes überhaupt noch lebte. Und es war ein weit größeres, weit furchtbareres Wunder, dass sie immer noch bei Bewusstsein war und in der Lage zu sprechen.

Dana verstand weiterhin nichts, trat aber auch einige Schritte zurück, um Bruder William bei seiner Arbeit nicht zu stören. Sie spürte eine tiefe Erschütterung in sich, obwohl es sich bei der Kridan um eine Feindin handelte. Sie wusste, weder Shonanga noch sie selbst hätten unter anderen Umständen gezögert, den jeweils anderen umzubringen. Das aber, was Dana jetzt miterlebte, dieses schreckliche, grausame, langsame Sterben, das wünschte sie keinem ihrer Feinde.

Mit einem seltsamen, hohen Pfeifen bäumte sich Shonanga ein weiteres Mal auf und sackte immer noch qualmend wieder in sich zusammen. Sie blieb reglos liegen. Obwohl weiterhin kleine Flammen in den klaff enden Wunden flackerten und beißenden, Ekel erregenden Qualm erzeugten, war klar, dass die Kridan jetzt endlich nicht mehr litt …

*

»Was hat sie gesagt?«, fragte Dana den Christophorer, als sie zurück in

ihre Räume gegangen waren.

Bruder William seufzte und hob die Hand in einer abwehrenden Geste.

»Gibt es bei den Kridan so etwas wie ein Beichtgeheimnis?«, fuhr Dana fort.

»Nein, das nicht …«, sagte William und warf sich auf sein Bett.

Jetzt verstand Dana. Er brauchte noch ein paar Minuten Zeit, um selbst erst einmal alles zu verdauen.

»Ihre letzten Worte waren: ›Ich wollte nur heim …‹«, sagte William nach einer kurzen Pause.

»Das heißt, sie hat das alles nur inszeniert – diesen ganzen Kult –, um eine Möglichkeit zu finden, wie sie diese Welt wieder verlassen konnte?« Dana schüttelte den Kopf. Manches war so leicht zu verstehen, anderes überhaupt nicht.

»Sie gehörte zu den Überlebenden«, fuhr William fort, »denen es mit Hilfe des defekten Shuttles Sekunden vor dem Crash gelang, den Kreuzer zu verlassen. Sie haben dann den Eingang in die Hohlwelt gefunden …«

»Hat sie etwas darüber gesagt, wie groß die Gruppe der Überlebenden war?«, fragte Dana.

»Sie waren zu viert. Die anderen sind schon lange vor ihr gestorben. Wenn ich sie richtig verstanden habe, auf die gleiche Weise …«

»Das deckt sich mit dem, was uns Wrugal erzählt hat«, warf Jefferson ein.

»Sie müssen wohl eine Unverträglichkeit mit einem Spurenelement in der Atmosphäre entwickelt haben oder einem ansonsten harmlosen Krankheitserreger zum Opfer gefallen sein. Sie wollte mir noch irgendetwas über ein Gegenmittel erzählen, aber sie kam nicht mehr dazu«, fuhr Bruder William fort. »Sie bat mich darum, dafür zu sorgen, dass ihre sterblichen Überreste ins kridanische Imperium überführt werden …«

Dana schluckte. »Haben Sie ihr etwas derartiges versprochen?«, fragte sie leise.

»Nein, wie könnte ich«, antwortete William. »Ich habe ihr gesagt, dass der Körper, wenn er gestorben ist, nur noch eine leere Hülle ist und versprach ihr stattdessen, ihr zu helfen, dass ihre unsterbliche Seele zurück in ihre Heimat findet …«

»Das … das ist ja noch schwieriger, als wenn wir uns mit einem Leichensack hätten abplagen müssen«, sagte Jefferson – und es war nicht auszumachen, ob er seine Bemerkung ernst meinte oder nicht.

Bruder William lehnte sich zurück. Zum ersten Mal seit langem entspannten sich seine Gesichtszüge. »Keineswegs«, sagte er, »für jedes Problem gibt es Spezialisten. Solche Aufgaben gehören gewissermaßen zu meinem Fachgebiet …«

*

Dana Frost, Bruder William und Simon E. Jefferson verließen die Hohlwelt einige Tage später, während zur gleichen Zeit in Kraydorr eine feierliche Zeremonie durchgeführt wurde. Zwar hatten alle ihre Kress-Freunde sie inständig gebeten, noch so lange dazubleiben, aber Dana war hart geblieben und hatte auf einem umgehenden Aufbruch bestanden.

Während die L-2 in die STERNENFAUST einschleuste, blickte sie auf ihre Uhr und fragte sich, ob Admiral Schirrban jetzt bereits zum Kaiser gekrönt worden war oder ob in letzter Sekunde nicht doch noch irgendetwas dazwischen gekommen war. *Nach der Entmachtung von Prinz Kuchta*, dachte sie, *hat er mit einer Selbstverständlichkeit die Regierungsgeschäfte übernommen – um nicht zu sagen, an sich gerissen –, dass es logisch und zwangsläufig ist, ihn zum Kaiser, zu krönen. Nicht zuletzt, weil sonst das Mittelland-Imperium ohne Herrscher geblieben wäre. Rrouh IV. ist ja nicht mehr in der Lage, irgendwelche Regierungsgeschäfte auszuführen …*

Trotzdem hatte sie sich unwohl dabei gefühlt, als ihr zu Ohren gekommen war, dass Schirrban das Machtvakuum so schnell wie möglich dadurch beenden wollte, indem er sich selbst zum Kaiser ernannte. So sympathisch ihr der alte Admiral gewesen war, sie wurde das Gefühl nicht los, dass er als Kaiser eine Fehlbesetzung sei. Und hatte Wrugal nicht etwas von den eigentlichen Erben erzählt?

»Eigentlich sind *alle* Kaiser eine Fehlbesetzung«, sagte sie auf einmal laut und musste lachen, als sie die erstaunten Blicke der anderen auf sich gerichtet sah.

ENDE



Mars-Parasiten

von Alfred Bekker

Die STERNENFAUST befindet sich zur Wartung in einem Raumdock über dem Mars. Das scheint der richtige Augenblick für das ohnehin vorgeschriebene Überlebenstraining auf einem lebensfeindlichen Planeten zu sein.

Doch was ist mit Lieutenant David Stein los? Mit einem Mal wirkt er kalt, abweisend und aggressiv.

Hat dieses Verhalten etwas mit seiner auf dem Mars lebenden Freundin zu tun?

* Die Zeiteinteilung in der Hohlwelt unterliegt keinem natürlichen Tages- und Nachtrhythmus, da die Sonne ununterbrochen scheint. Trotzdem haben sich Wach- und Schlafphasen durchgesetzt, die sich am entsprechenden Rhythmus des Herrschers orientieren: Rutan bzw. Taru-Zyklen, imperiale bzw. randständige Tagesbezeichnung. Ein Handzyklus umfasst 8 Rutan-Phasen und entspricht in etwa einer Woche, während wiederum 4 Handzyklen eine Faust bilden, ca. ein Monat und 16 Fäuste zu einem Ring zusammengefasst werden = etwa ein Jahr. Ein Rutan-Zyklus wird seinerseits in 16 Läufe (Stunden) unterteilt, die jeweils aus 80 Takten (Minuten) bestehen, die sich wiederum aus 80 Schlägen (Sekunden) zusammensetzen.